

TagesWoche

N° 02

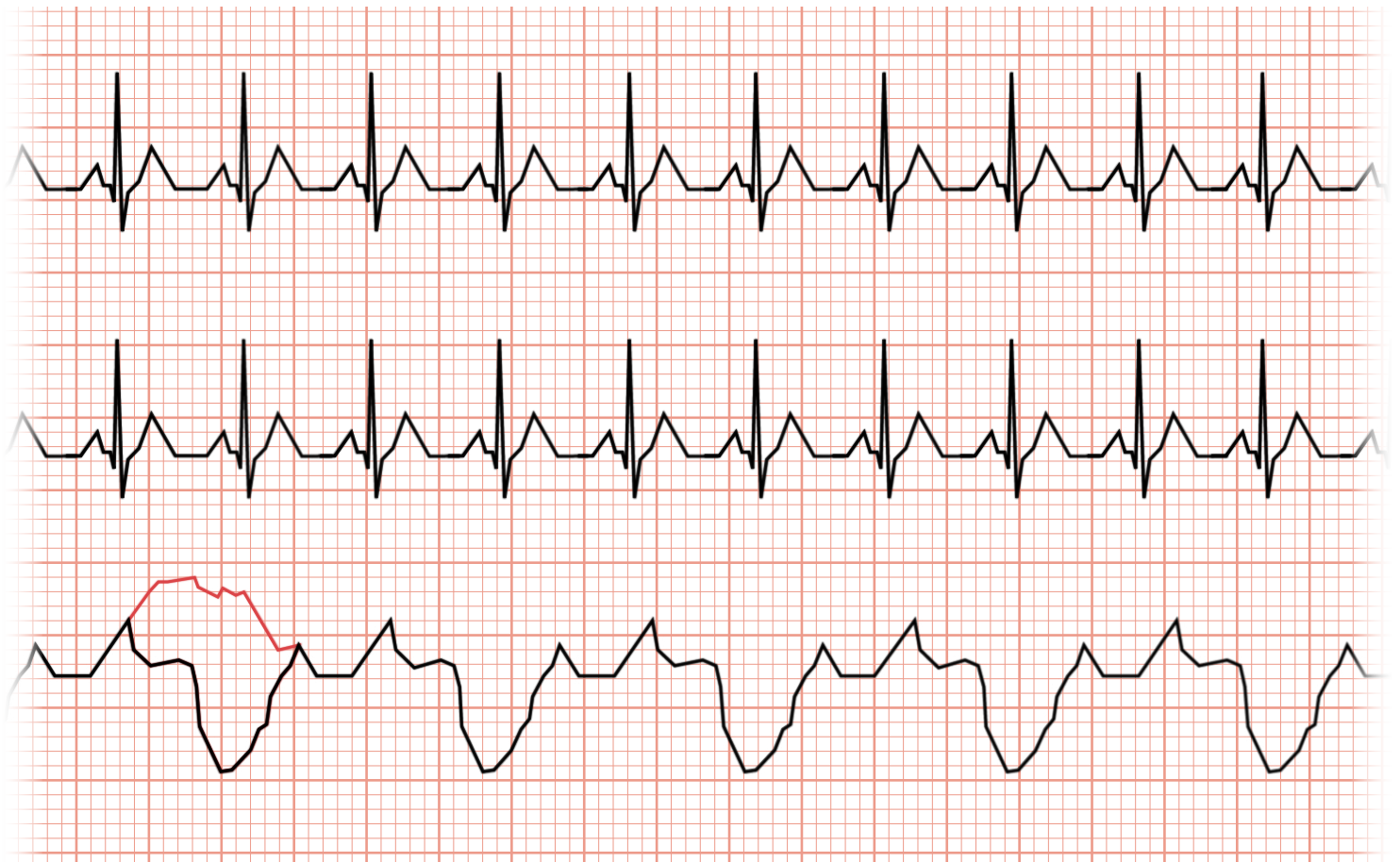
Freitag, 12.01.2018

CHF 5.-



«ICH KANN MIR NICHT HELFEN»

Alois sass im Gefängnis, weil er sich an Buben verging.
Eine schwierige Begegnung.



Für Gesundheit in Afrika.

SolidarMed ist die Schweizer Organisation für Gesundheit in Afrika und verbessert die Gesundheitsversorgung von 1,5 Millionen Menschen. SolidarMed stärkt das vorhandene medizinische Angebot nachhaltig und baut es sinnvoll aus. Die Gesundheit von Müttern, Kindern und Neugeborenen erhält in den Projekten besondere Aufmerksamkeit.

**SOLIDAR
MED**

www.solidarmed.ch

Freilerner / S.22

FOTO: ALEXANDER PREOBRJENSKI



Nico hat mit neun lesen gelernt, Linda mit vier. Um ihren Kindern den Druck in der Schule zu ersparen, sind die Miedaners extra nach Frankreich gezogen.

FC Basel / S. 28

FOTO: MANUEL GEISSER



Sportchef Streller holt alte Weggefährten zurück. Der Stallgeruch wird stärker.

Grenzwall / S.31

FOTO: MAGA/BJARNI GRIMSSON



Ein Basler will die Prototypen für Trumps Mauer zur Kunst erklären lassen.

David Fretz

Bestattungen

Kinoprogramm

Supersach

Wochenendlich

Kreuzworträtsel

Impressum

S. 4

S.26

S.30

S.32

S.33

S.34

S.34

Georg Kreis / S.20

Berechtigte Forderungen oder verhinderte Revolution? 100 Jahre nach dem Landesstreik versuchen rechte Kreise, die Geschichte nach ihrem Gusto umzudeuten.



Andrea Fopp
Redaktorin

Wir müssen über Pädophilie reden

Die Redaktion hat intensiv diskutiert: Sollen wir einem Mann, der wegen sexuellen Handlungen mit Minderjährigen im Gefängnis sass, eine Plattform geben? Wir haben uns für ein Gespräch entschieden und den Mann getroffen, der auf Bewährung frei ist. Weil er ein Mensch ist.

Wir wissen, dass für viele Leserinnen und Leser die Lektüre alles andere als angenehm ist. Auch uns fiel die Begegnung zwischendurch sehr schwer. Zwar hatten wir immer wieder Mitgefühl mit dem Mann, den wir Alois nennen. Er begehrt, was nicht sein darf, und wird dafür geächtet, ist einsam. Das hat er sich nicht ausgesucht: «Meine Neigung ist eine Strafe, ich wäre lieber normal», sagt er.

Gleichzeitig verspürten wir Entsetzen. Wegen Alois' fehlendem Schuldbewusstsein. Er ist überzeugt, dass die Übergriffe einigen Kindern nicht geschadet haben, dass sie es sogar selber wollten. Solche Aussagen sind typisch für einige Sexualstraftäter, sie versuchen, mit sich selber im Reinen zu bleiben. Auf Kosten ihrer Opfer.

Dennoch sind wir nach der Recherche überzeugt: Es war richtig, mit Alois zu reden. Die Gesellschaft muss aufhören, Pädophile zu ächten. Erstens, weil sie – wie gesagt – Menschen sind. Zweitens, weil man so Übergriffe verhindern kann.

Lang nicht jeder Pädophile wird zum Täter! Manche beherrschen sich ein Leben lang und leiden. Andere begehen Suizid, um der Versuchung zu entkommen, einem Kind Leid zuzufügen. Die meisten trauen sich nicht, Hilfe zu suchen. Oder erhalten keine, so wie Alois. Mit 25 Jahren vertraute er sich zum ersten Mal einem Arzt an – und blitzte ab. Zehn Jahre später klopfte er bei einem Psychiater an – und wurde wieder weggeschickt. Dabei zeigt die Forschung: Viele Pädophile können lernen, mit ihrer Neigung so umzugehen, dass sie nicht mehr von ihren sexuellen Fantasien getrieben werden – und nie zu Tätern werden, wie der Forensiker Marc Graf im Interview sagt. Der Knackpunkt: Je jünger die Männer sind, desto besser schlägt die Therapie an.

Das ist nicht nur besser für die Männer, sondern auch für die Kinder. ×

David Fretz

von Robin Zenklusen

Die Delinquent Habits waren seine Vorbilder, heute sind sie Freunde: Der Basler Rapper David Fretz aka. Skinny Fresh durfte mit seinem Idol Ives Irie sein Debütalbum taufen.

Am Eingang zur «Kaschemme» hängt ein Plakat mit den Worten «Skinny Fresh». Draussen stellen sich rund 200 Hip-Hop-Fans in die Schlange, alles deutet auf einen Auftritt hin, wie man ihn in Basel schon des Öfteren erlebt hat. Ein lokaler Musiker halt, der vor Freunden und einigen Neugierigen, Skeptischen oder mehr oder weniger Interessierten sein Bestes versucht.

Doch dieser Abend ist nicht so. Denn Skinny Fresh hat niemand Geringeren an seiner Seite als Rap-Urgestein Ives Irie von den legendären Delinquent Habits. Die amerikanischen Rapper kennt seit Mitte der 90er-Jahre die halbe Welt, als sie ihren Hit «Tres Delinquentes» rausgehauen haben.

Ives Irie, seit über 20 Jahren bei den Delinquent Habits, sagt Sachen wie: «Skinny Fresh ist einer der besten MCs, die ich kenne.» Er wolle den Basler mitnehmen nach Los Angeles und dort mit ihm die kalifornische Szene aufmischen. Viel Ehre für den 26-jährigen David Fretz aka Skinny Fresh. Natürlich nährte das das Selbstbewusstsein, sagt der Basler Rapper. Und Selbstbewusstsein, das fehlte ihm früher. Er habe sich durch negative Kommentare beirren lassen: «Selbst wenn nur eine einzige Person meinen Auftritt nicht gut fand, ging mir das sehr nahe.»

Basler Sprachenstress

Als er zehn war, zog Fretz mit seinen Eltern und den beiden Brüdern von Riehen nach San Diego, wo er in der Schule mit Tracks von Cypress Hill, Eminem oder eben den Delinquent Habits in Berührung kam. Ein Jahr später lebte er mit seiner Familie bereits wieder in Riehen, doch die Liebe zum Rap ist geblieben. Fretz schreibt Reime, kreierte Beats und entwickelt Tracks, die er mit seinem Bruder Lukas in dessen Studio im Keller aufnimmt. Für die Maturarbeit produziert er eine CD. David Fretz wird immer mehr zu Skinny Fresh.

Passend zum Namen will er auf Englisch rappen. Das sei schon immer so gewesen. «Bis ich 16 war, wusste ich gar nicht, dass es Mundart-Rap gibt», sagt er.

Als Basler auf Englisch rappen? Manche in der Szene finden das irritierend. «Du bist Basler. Wieso rappst du nicht auf



Skinny Fresh hat englische Lyrics auf der Zunge und den Baslerstab im Herzen.

FOTO: FOTONOID

Baseldeutsch?», schreibt jemand unter einen Facebook-Post von Skinny Fresh. «Ich bin sehr wohl Basler!», sagt der. Und er sei stolz darauf. Ein Sprachenwechsel aber kam für ihn nie infrage. «Der Wortschatz ist im Englischen grösser und man kann mit der Sprache viel mehr spielen.»

Den Baslerstab trägt Skinny Fresh vielleicht nicht ganz so offensichtlich auf der Zunge, aber im Herzen. Sein Song «Lights Out» wird von einer Fasnachtsclique mit Piccolo und «Drummler» begleitet. Und das so, dass es auch in Städten wie Prag oder Innsbruck funktioniert.

Zur «Skinny Fresh Crew» gehören auch Beatcauzo, sein Produzent, sein DJ Dani F und die Vokalistin und Rapperin Svmthox. Doch woher der Name? «Wie man sieht, ich bin eher dünn.»

Seit 2014 tritt David Fretz unter dem Namen Skinny Fresh auf. In diesem Jahr lernte er auch sein Idol von den Delinquent Habits kennen. Dank Beziehungen trat er in Davos im Vorprogramm der amerikanischen Rapper auf. Als dann die Delinquent Habits an der Reihe waren, bat Ives Irie Skinny Fresh auf die Bühne. Mit den Scheinwerferlicht, rein ins kalte Wasser. «Wir machten Freestyle, was ich noch nie vor Publikum gemacht hatte.»

Ives Irie hats gefallen und so habe nicht nur eine Zusammenarbeit unter Musikern begonnen, sondern eine Freundschaft. Es folgen gemeinsame Tracks und Auftritte. Letzten Frühling war Skinny Fresh Support-Act bei der Europa-Tour der Amerikaner. «Das war mehr, als ich mir je erträumt habe», schwärmt er.

Soeben hat Skinny Fresh mit «The Millennials Tape» sein erstes Album veröffentlicht. Musik für seine Generation. «Wir haben in der Kindheit alle Old School Rap gehört. Aber keiner machte selber solche Musik.» Das ist sein Ding: Rap, den er als Kind bewunderte, neu interpretieren.

Jetzt muss Skinny Fresh Auftritte organisieren, Musikproduzenten und Radiosender kontaktieren, sein Netzwerk ausweiten – eine Fanbase in Basel aufbauen.

Zudem plane er eine EP mit Ives Irie. «Es ist noch nichts sicher, aber wir sind oft in Kontakt», so Fretz. Eine Platte mit den Delinquent Habits aufnehmen – es würde ein weiterer Kindheitstraum in Erfüllung gehen. Und wer weiss schon, wo ihn seine Musik und seine berühmten Freunde noch überall hintragen? ×

Alois ist pädophil. Er will nie mehr ins Gefängnis. Aber die Suche nach Unterstützung ist ein Spiessrutenlauf.

«DANN BLIEB EIN KIND MAL ÜBER NACHT»

von **Andrea Fopp**
und **Dominique Spirgi**

Alles ist grau an diesem Nachmittag. Der Himmel, der Nieselregen, die Föhnwinde. Passend zum flauen Gefühl, das den Journalisten im Magen liegt. Wir sind unterwegs zu einem Termin mit einem pädophilen Mann.

Mit ihm in Kontakt getreten sind wir aufgrund eines Artikels über Selbsthilfegruppen. Er hatte sich in einem Online-Kommentar darüber beklagt, dass sein Antrag, eine Selbsthilfegruppe für Pädophile zu gründen, abgelehnt worden sei.

Wir wollten ihn anhören. Jetzt sind wir hier. Alois, so wollen wir ihn nennen, hat das Restaurant Seegarten in Münchenstein als Treffpunkt vorgeschlagen. Er sei an seinem Hund zu erkennen.

Es ist kein Mann mit Hund in Sicht. Wir drehen eine Runde durchs Restaurant, unsere Gedanken kreisen mit. Könnte es dieser ältere Herr da in der Ecke sein? Die Kinder in der Spielecke fallen uns auf. Werden wir es schaffen, sie während des Gesprächs auszublenden?

Ein bisschen hoffen wir, dass Alois den Termin platzen lässt. Dann erscheint er mit etwas Verspätung doch noch. Höflich lächelnd reicht er uns die Hand. Wie es

scheint, hat er viel weniger Scheu uns gegenüber als umgekehrt. Wir setzen uns an einen Tisch, etwas abseits.

Alois ist 57 Jahre alt und pädophil. «Pädophilie» ist eine Krankheit. Fachleute sind sich nicht einig darüber, ob sie heil- oder nur kontrollierbar ist. Pädophil sein ist kein Verbrechen, Pädophilie ausleben schon. Jeglicher sexuelle Kontakt mit unter 16-Jährigen gilt in der Schweiz als Missbrauch. Denn da sind sich die Fachleute einig: Hat ein Erwachsener Sex mit einem Kind, schadet das dem Kind.

Nicht jeder Pädophile wird zum Täter. Alois hat seine «sexuelle Präferenz», wie man es nennt, ausgelebt. «Mit Buben, aber



Fachleute gehen davon aus, dass 20 bis 30 Prozent der Kinder und Jugendlichen einmal Opfer von sexuellem Missbrauch werden. Die Täter sind meist Familienmitglieder oder Bekannte.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

nicht mit kleinen Kindern», betont er. Für ihn macht das einen Unterschied. «Meine Präferenz sind zum Glück 13- bis 14-Jährige.» Es sei aber auch mal ein 12-Jähriger darunter gewesen.

Zweimal wurde Alois strafrechtlich zur Verantwortung gezogen. Man konnte ihm beide Male sexuelle Handlungen mit jeweils zwei Minderjährigen nachweisen. Das letzte Mal vor über 15 Jahren. Er sass elf Jahre in Haft. 35 Monate als Strafe für sexuelle Handlungen mit zwei Kindern und acht Jahre in sogenannter «kleiner Verwahrung» (Artikel 59 des Strafgesetzbuchs), wie man therapeutische Massnahmen in einer Strafanstalt bezeichnet.

Sein Vermieter hatte ihn angezeigt. «Weil er beobachtet hat, dass ich immer wieder ein Kind zu Besuch hatte.» Er und der betroffene Bub hätten die Handlungen zunächst bestritten. Ein Jahr später habe der 14-Jährige aber sexuelle Handlungen zu Protokoll gegeben.

Alois äussert sich offen und ausführlich über seine Veranlagung. Er wisse nicht, warum er so geprägt sei, sagt er. Er empfinde schmale Silhouetten und unbehaarte Körper als anziehend. Und ja, er könne seine Homosexualität auch mit Erwachsenen ausleben – aber nur bis zu einem gewissen Punkt. «Das ist wie beim Essen: Wenn ich Hunger habe, kann ich ein Stück Brot essen, aber die Lust auf ein Stück Fleisch ist deswegen nicht weg. Irgendeinmal möchte ich schon wieder ein Stück Fleisch.»

Ein kleines Kind nähert sich unserem Tisch, fühlt sich offensichtlich vom Hund angezogen. Alois reagiert nicht, bleibt ins Gespräch vertieft, und wir hoffen, dass das Kind, dem wir sonst sicher freundlich zugewinkt hätten, möglichst schnell wieder verschwindet.

Halbe Reue

Alois erzählt derweilen, wie er mit den Kindern in Kontakt getreten und wie es zu den sexuellen Handlungen gekommen ist: «Sie sind zu mir gekommen, haben ihre Hausaufgaben gemacht, Videogames gespielt. Dann hat eines der Kinder mal bei mir übernachtet. Das erste Mal im Gästezimmer, dann bei mir im Bett, das dritte Mal nur noch mit einer Unterhose bekleidet, dann folgte beim Herumbalgen irgendeinmal der Griff ans Schnäbli. Es ist ein spielerisches Herantasten.»

Einige Eltern der betroffenen Kinder hätten von diesen Besuchen gewusst. Bis zum Äussersten sei er aber nicht gegangen. Herumbalgen, sich anfassen, zusammen onanieren. Später verwendet Alois dann doch ein paarmal den Begriff «blasen». «Aber es gab keine Penetration.»

Es sei ihm nie nur um Sex gegangen, beuert er: «Die Gesellschaft ist überzeugt, dass ein Pädophiler nur Sex möchte. Dem ist aber nicht so. Ich machte mich nicht auf dem Spielplatz oder in der Badi an Kinder heran und ging dann mit ihnen hinter den Busch. Für mich war immer wichtig, eine Beziehung und Nähe zu den Jungen aufzu-

bauen, Freundschaften, die weit über die sexuellen Handlungen hinausgehen. Hatten die Knaben etwa Streit mit den Eltern, erzählten sie mir davon. Ich als Pädophiler habe eine sehr nahe Beziehung zu Kindern. Das können Menschen ohne diese Neigung nicht verstehen.»

Nein, das können wir Menschen ohne diese Neigung nicht verstehen. Dass es ihm nicht so schwer gefallen sein muss, das Vertrauen der Kinder zu erlangen, schon eher. Alois ist, sieht man vom Inhalt seiner Worte ab, ein angenehmer, sehr aufmerksamer und freundlicher Gesprächspartner. Einer, der wohl auch gut zuhören und einfühlsam wirken kann.

«Mit 25 Jahren sprach ich meine Pädophilie bei einem Arzt an. Der drohte sofort damit, die Polizei einzuschalten.»

Ob er denn kein schlechtes Gewissen gehabt habe, wollen wir immer wieder wissen. Nur zum Teil, wenn er sich an ein paar Buben erinnere, bei denen praktisch nur er den aktiven Part innegehabt habe, weil sie noch zu jung gewesen seien. Aber: «Bei den 14-Jährigen, mit denen ich zusammen war, bin ich auch im Nachhinein überzeugt, moralisch nichts falsch gemacht zu haben. Rechtlich schon. Aber meiner Meinung nach wäre eine Herabsetzung des Schutzalters auf 14 Jahre wie in Deutschland angebracht – immer unter der Voraussetzung natürlich, dass beide Seiten freiwillig mitmachen. Ich hatte mit Buben zu tun, die sehr aktiv waren. Die etwa sagten: «Komm, blas mir eins.»

Solche Aussagen höre man oft von Pädophilen, es sei eine Strategie, mit der eigenen Pädophilie umzugehen, sagt Marc Graf. Der Direktor der Forensischen Klinik UPK therapiert in den Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel pädophile Männer (siehe Interview). Er sagt: «Wissenschaftliche Untersuchungen zeigen, dass Sex mit Erwachsenen den Kindern schadet. Es gibt keine Daten, die etwas anderes zeigen würden.»

«Es wird tabuisiert»

Auch bei uns lösen Alois' Aussagen neben Unbehagen eine ganze Reihe von Fragen aus: Wird bei einem 14-Jährigen das Wort «freiwillig» nicht etwas arg strapaziert, wenn es um sexuelle Handlungen mit Erwachsenen geht? Kann man als Erwachsener davon ausgehen, dass ein Kind spürt, was es will, und sich traut «Nein» zu sagen? Ist es nicht die Verantwortung des Erwachsenen, der Person in der stärkeren Position, die Grenze zu ziehen, den Jüngeren zu schützen?

Eine Diskussion entspannt sich über das Wesen der Sexualität von Kindern. Alois scheint sehr viel darüber nachge-

dacht zu haben. Ruhig und gefasst sagt er: «Kinder werden immer als Opfer dargestellt, besonders wenn es um Sexualität geht. Das stimmt nicht. Nicht jeder sexuelle Umgang mit Kindern schadet ihnen. Es wird tabuisiert, dass Kinder auch eine Sexualität haben, diejenigen, die sexuelle Kontakte genießen, hört man einfach nie. Und es ist auf der anderen Seite ja auch nicht so, dass Kinder nur durch sexuelle Handlungen zu Opfern werden können. Wenn man sie zum Beispiel ins Badezimmer einsperrt oder sie schlägt, werden sie auch zu Opfern.»

Alois kennt das. Auch er wurde geschlagen als Kind. Gekümmert habe das keinen. «In diesen Fällen habe ich mich als Opfer gefühlt.» Nicht aber, als er im Internat (Alois spricht auch von «Bubenheim») seine ersten sexuellen Erfahrungen mit anderen, älteren und jüngeren Buben gemacht habe. «Jeder, der wollte, machte mit, die anderen halt nicht.»

Selbsthilfe ja, aber nur begleitet

Damals im Heim, also im Alter von 13 bis 16 Jahren, habe sich seine Prägung erstmals offenbart – eine, mit der er viel zu lange allein gelassen worden sei: «Mit 25 Jahren sprach ich meine Pädophilie bei einem Arzt an. Der drohte sofort damit, die Polizei einzuschalten», erzählt er. Einige Jahre später habe er es noch einmal versucht, sei aber aus der Praxis geworfen worden. «Ich wollte über mein Problem sprechen und kein Täter werden, aber das Thema ist so tabuisiert und geächtet, dass ich überall sogleich an Grenzen und Zurückweisung stiess», sagt er. Etwas, was er als sehr kontraproduktiv empfindet. Für einmal sind wir uns einig.

Plötzlich taucht nach all den Ausführungen über die potenziell sexuell mündigen 14-Jährigen der Begriff «Täter» also doch noch auf. Hier zeigt Alois ein anderes Gesicht. Er wolle in erster Linie über das Thema sprechen können, frei und ohne Angst vor Repression. «Meine Veranlagung ist eine Strafe», sagt er, «es wäre so viel einfacher, ein ganz normaler Hetero sein zu können.»

Einfacher wäre es etwa bei Freundschaften: Ein Freund mit Söhnen im Jugendalter hat den Kontakt abgebrochen. Nicht weil er wollte, sondern weil er musste. Seine Frau bestand darauf. Daher auch Alois' Wunsch, eine Selbsthilfegruppe zu gründen: Um mit seinen Problemen nicht so alleine gelassen zu sein. Und im Wissen darum, dass es anderen Pädophilen auch so geht, wie er sagt. «Die Gründung einer Selbsthilfegruppe wurde abgelehnt mit dem Argument, dass Pädophilie illegal ist. Aber eine Veranlagung ist doch nicht illegal! Höchstens die Handlungen daraus können illegal sein», sagt er.

So schwarzweiss ist die Situation aus Sicht der Stiftung Selbsthilfe Schweiz nicht. Die Stiftung war nach eigenen Angaben und nach Rücksprache mit Fachleuten bereit, eine Selbsthilfegruppe für

weiter auf Seite 10 ►

Wann ist sexueller Kontakt mit Minderjährigen ein Missbrauch? Schutzalter und Strafen sind nicht universell und immer wieder ein Thema in der Politik.

Regeln und Diskussionen in der Schweiz

von Andrea Fopp

Eins ist klar: Sex mit Kindern ist verboten. Doch bis wann ist ein Kind ein Kind? Ab welchem Alter ist es fähig, zu entscheiden, ob es Sex haben möchte oder nicht? Und wann schafft es ein Kind, seinen möglichen Unwillen gegenüber einer erwachsenen Person durchzusetzen?

Das sind schwer zu beantwortende Fragen. Sie sind aber entscheidend, um einzuschätzen, wann sexueller Kontakt mit Minderjährigen als Missbrauch gilt. Je nach Land und Kultur werden die Altersgrenzen anders gezogen.

Das sagt das Gesetz

In der Schweiz gilt grundsätzlich Schutzalter 16. Das bedeutet: Jegliche sexuellen Handlungen mit Unter-16-Jährigen gelten als sexueller Missbrauch. Dazu gehören Geschlechtsverkehr, Analsex und Oralverkehr ebenso wie Berührungen des Geschlechts oder der Brust. Dafür bekommt man eine Gefängnisstrafe bis zu fünf Jahren oder eine Geldstrafe. Kinderpornografie ist in der Schweiz ebenfalls verboten. Das gilt auch für Material, das mittels Computeranimation, also ohne den Missbrauch realer Kinder hergestellt wurde.

Auch Jugendliche zwischen 16 und 18 Jahren stehen noch unter besonderem Schutz. Wenn etwa Erwachsene eine Machtposition ausnutzen, um Minderjährige dazu zu bringen, mit ihnen Sex zu haben, etwa als Lehrer, Lehrmeister oder Chef, machen sie sich genauso strafbar. Auch Prostitution von Minderjährigen ist verboten, Freier machen sich strafbar.

Anders sieht die Lage aus, wenn es sich um sexuelle Kontakte zwischen Kindern und Jugendlichen in einem ähnlichen Alter handelt. So ist Sex mit unter 16 Jahren erlaubt, wenn der Altersunterschied maximal drei Jahre beträgt – immer gesetzt den Fall, beide willigen ein.

In anderen Ländern gelten andere Altersgrenzen. In Deutschland und Österreich gilt ein Schutzalter von 14 Jahren. Ein

viel zitiertes und aus Schweizer Sicht schockierender Fall ist der Jemen: Dort gilt ein Schutzalter von neun Jahren, die Ehe ist ab zehn Jahren erlaubt. Für Sextouristen aus der Schweiz gilt: sexueller Kontakt mit Kindern unter 14 Jahren im Ausland kann hierzulande bestraft werden.

Streitpunkt Schutzalter

Das Schutzalter sorgt immer wieder für Diskussionen, auch in der Schweiz. Das zeigt etwa die Diskussion über die Pädophilen-Initiative, welche die Schweizer Stimmbevölkerung und die Stände im Jahr 2014 angenommen haben. Sie fordert, dass Straftäter, die Kinder sexuell missbraucht haben, nie mehr mit Mädchen und Knaben arbeiten dürfen sollen.

Der Knackpunkt: Das Alter der Täter und Opfer war in der Initiative nicht geregelt. Deshalb forderten viele Politiker bei der Umsetzung der Initiative, dass Richter bei knapp erwachsenen Jugendlichen Ausnahmen machen können. Etwa, wenn ein 21-Jähriger einen Zungenkuss mit einer 17-Jährigen austauscht. Die Debatte ist noch nicht abgeschlossen, das Gesetz zur Initiative wird im Parlament noch weiter beraten.

Streitpunkt Verjährung

Für grosse Diskussionen sorgt auch immer wieder die Verjährung, wie sich im vergangenen November exemplarisch am Fall des Pädagogen Jürg Jegge zeigte. Er gab öffentlich zu, dass er in den 70er- und 80er-Jahren etwa zehn Knaben sexuell missbraucht habe. Trotzdem wird er dafür nicht belangt. Der Grund: Die Taten liegen zu weit zurück.

Im Schweizer Rechtssystem gilt grundsätzlich, dass Täter für Verbrechen, die über Jahre nicht auffliegen, nach einer gewissen Frist nicht mehr angezeigt werden können. Je schwerer die Tat, desto länger die Verjährungsfrist, bei Mord beträgt sie 30, bei sexuellem Missbrauch 15 Jahre. Damit will man der Tatsache Rechnung tragen, dass sich Menschen verändern

können. Ausserdem geht man davon aus, dass so lange zurückliegende Taten für die Gesamtgesellschaft nicht mehr relevant und schwer zu beweisen sind.

Im Fall von sexuellem Missbrauch gilt das allerdings nur für Vergehen an Kindern, die über 12 Jahre alt sind – so wie das bei Jegge offenbar der Fall war. Bei schwerem sexuellem Missbrauch an Kindern unter 12 Jahren hat die Schweiz die Verjährungsfrist aufgehoben. Täter können ein Leben lang verfolgt werden, so hat es das Stimmvolk 2008 mit Annahme der Unverjährbarkeits-Initiative entschieden. Kernargument für die Aufhebung: Kinder brauchen lange Zeit, bis sie die Tat so weit verarbeitet und verstanden haben, dass sie psychisch in der Lage sind, den Täter anzuzeigen.

Streitpunkt Strafmass

Weiterer Streitpunkt in der Schweiz ist die Bestrafung der Täter. Welche Strafe ist angemessen? Und wie schützt man die Bevölkerung vor weiteren Taten? Die Diskussion gipfelte im Jahr 2008 in der Verwahrungs-Initiative. Die Stimmbevölkerung beschloss, dass Richter neu «nicht therapierbare und extrem gefährliche Straftäter» ein Leben lang einsperren können. Allerdings braucht es für eine lebenslange Verwahrung zwei Gutachten von Experten, die den Straftäter als nicht therapierbar einstufen.

Oft schrecken Psychiater davor zurück, solche Gutachten zu erstellen. Sie sagen, es sei schwierig, lebenslange Prognosen über den psychischen Zustand eines Menschen zu machen. Juristen und Menschenrechtler kritisieren ausserdem, die lebenslange Verwahrung widerspreche der Europäischen Menschenrechtskonvention, da jeder Gefangene ein Anrecht darauf habe, dass die Rechtmässigkeit seines Urteils neu beurteilt werde. ×

Pädophile entstehen zu lassen – aber mit Fachbegleitung. Solche Selbsthilfegruppen werden jeweils von einer Fachperson der Selbsthilfe geleitet.

Der Verband Selbsthilfe Schweiz führt auf Anfrage aus: «Im genannten Fall führte die fachliche Einzelbeurteilung zum Schluss, dass die Person nicht unterstützt wird in der Gründung einer unbegleiteten Selbsthilfegruppe zum Thema Pädophilie. Die Fachpersonen empfehlen eine Fachbegleitung, die betroffene Person wurde an zwei Fachstellen weiterverwiesen, namentlich an das Männerbüro und eine geleitete Gruppe in den Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel.»

Es ist dies wohl eine Absicherungsmassnahme des Verbands. Alois sieht das anders: «Bei Pädophilen denkt man sofort, dass sie sich vernetzen und etwas anstellen wollen. Denkt man das bei Gewalttätern auch?» Alois wollte die Selbsthilfegruppe selber leiten. Was würde er denn einem Pädophilen raten, der auf kleine

Kinder steht? «Mach nichts, würde ich ihm sagen», sagt Alois. «Das ist übel, wenn du auf kleine Kinder stehst.»

Auch er lässt jetzt seine Finger von Kindern. «Ich habe seit meiner Gefängnisstrafe ein Kontaktverbot und bin auf Bewährung», sagt er. «Ich werde mich hüten, hier in der Schweiz mit Kindern in Kontakt zu treten, ich möchte nicht mehr ins Gefängnis, das würde ich nicht überstehen.»

Grenzen der Diskussion

Über seine Zeit im Gefängnis, in der Strafanstalt Thorberg, spricht Alois wenig. Er sei von den Mitgefangenen gemieden worden und auch er habe den Kontakt nicht gesucht. Die therapeutische Massnahme – Gesprächstherapie, aber keine medikamentöse Kastration – sei eine «Zwangstherapie» gewesen und dadurch erschwert, dass seine Therapeuten keiner ärztlichen Schweigepflicht unterworfen gewesen seien. «Das ist jetzt in meiner Bewährungszeit noch so», sagt er.

«Mein offizieller Therapeut ist der verlängerte Arm der Justiz. Dem kann ich ja nicht sagen, ich hätte einen Knaben gesehen, der mir gefalle. Dann wird mein Rückfallrisiko grad als höher eingestuft.» Um wirklich frei sprechen zu können, müsse er sich privat einen weiteren Therapeuten leisten.

Eines Tages möchte Alois wieder «Fleisch essen», wie er sagt. «Aber nicht in der Schweiz.» Heisst das, er spielt mit dem Gedanken an Kinderprostitution im Ausland? «Ich habs mir überlegt. Aber wie gesagt, ich will ja nicht einfach sexuellen Kontakt. Mir geht es um die Beziehung.»

Jetzt werden wir Journalisten wieder deutlich und persönlich, fangen – unbeabsichtigt – zu moralisieren an: Sie sind sich schon bewusst, dass Kinderprostituierte ausgebeutet und fürs Leben traumatisiert werden? Auch rechtlich ist klar: Sexuelle Handlung mit Kindern im Ausland sind ebenfalls verboten. Alois lässt sich nicht auf die Diskussion ein. ×

Therapie

Marc Graf ist forensischer Psychiater. Er sagt: Pädophile können nichts dafür, dass sie so sind. Genau darum brauche es Präventionsprogramme.

«So etwas sucht sich keiner aus»

von Andrea Fopp

Lässt sich Pädophilie behandeln? Ist das etwas Angeborenes? Wie sollen und müssen Gesellschaft, Justiz und Medizin mit Pädophilen umgehen? Darüber sprachen wir mit dem forensischen Psychiater Marc Graf.

Herr Graf, wie wird ein Mensch pädophil?

Eine pädosexuelle Veranlagung entwickelt er in aller Regel infolge einer spezifischen Persönlichkeitsentwicklung. Und, weil er Schwierigkeiten und Ängste im Umgang mit Erwachsenen hat.

Also ist es nicht genetisch?

Nicht ausschliesslich: Die Genetik beeinflusst vor allem die Entwicklung der

Persönlichkeitszüge eines Kindes, etwa ob man neugierig, mutig ist und stabile Beziehungen eingeht. Fühlt sich eine werdende Mutter zum Beispiel vom Umfeld gestresst, kann sie ihre Ängste ans Kind weitergeben. Das Kind hat dann von Anfang an mehr Stress als andere.

Die arme Mutter.

Genau. Zum eigenen Stress kommt ein gestresstes Kind, das weint, nicht schläft. Und das führt vielleicht zu einer problematischen Persönlichkeitsentwicklung.

So etwas begünstigt Pädosexualität?

Was bei pädophilen Männern besonders auffällt, ist ein niedriges Selbstvertrauen in sexuellen Belangen. Sie können sich nicht vorstellen, dass sie für eine erwachsene Frau oder einen erwachsenen

Mann sexuell attraktiv sind. Sie fühlen sich diesbezüglich minderwertig.

Aber dafür braucht es schon mehr als eine stressige Schwangerschaft.

Viele Täter wurden als Kind selbst missbraucht. Während weibliche Opfer häufig den Schmerz verinnerlichen, depressiv werden, sind männliche Opfer oft aggressiv gegen aussen.

Es geht also auch um Macht.

Ja, aber nicht bewusst. Es gibt nicht den pädophilen Täter, der einfach Lust auf Sex hat und weil er keine Frau oder keinen Mann findet, nimmt er sich halt ein Kind. Die meisten Pädophilen haben eine grosse sexuelle Sehnsucht nach Kindern.

Das heisst: Pädophile können nichts dafür, dass sie so sind?



«Viele pädosexuelle Täter wurden als Kind selber missbraucht», sagt Psychiater Marc Graf.

FOTO: ELENI KOUGIONIS

Absolut, das kann man sich nicht ausdenken. Dass das klar ist: Ich bagatellisiere keine Straftaten, dafür muss man die Täter zur Verantwortung ziehen. Pädophile tun mir aber wegen ihrer Veranlagung und Einsamkeit leid.

Die Gesellschaft ächtet sie.

Ja, stellen Sie sich mal vor, Sie sind ein jugendlicher Mann und merken plötzlich, dass Sie etwas begehren, das in der Gesellschaft verpönt ist. Denken Sie an Begriffe wie «Kinderficker» oder «Perverser». Und Sie wissen, das ist strafrechtlich verboten. Sie können Ihre Sexualität unmöglich legal ausleben und sich auch mit keinem austauschen. Was machen Sie jetzt?

Ich reisse mich zusammen und halte mich von Kindern fern.

Viele tun das. Versuchen, die Normalität zu leben. Ich habe verheiratete Patienten, die mit 55 feststellen, dass sie pädophil sind. Der Sex mit der Frau war schön, aber eben nicht das, was sie wirklich wollen. Und eines Tages sagen sie: «So, jetzt nehme ich mir mal, was ich will.»

Alois, der verurteilte Straftäter, mit dem wir redeten, suchte mit 25 Jahren Hilfe beim Arzt. Der sagte: «Soll ich die Polizei rufen?» Also traute er sich erst zehn Jahre später wieder, Hilfe zu suchen, bei einem Psychiater. Der sagte: «Kommen Sie nicht wieder.»

Das ist typisch. Viele meiner Patienten haben einen Spiessrutenlauf hinter sich, sogar Profis gehen auf Distanz. Man ist

aus der Gesellschaft ausgeschlossen, das ist extrem schwierig.

Alois findet, die Gesellschaft würde die kindliche Sexualität tabuisieren. Einer der Knaben habe den sexuellen Kontakt richtiggehend eingefordert.

Das ist Quatsch. Es gibt eine kindliche Sexualität, aber die ist ganz anders als die erwachsene. Täter bringen die Kinder zu gegenseitigem Oral- und Analverkehr und penetrieren sie mit Gegenständen. Die Forschung zeigt klar, dass das ein schwerer Vertrauensmissbrauch ist und den Kindern schadet.

«Die Täter drehen sich alles zurecht, bis die Situation für sie stimmt.»

Also ist das nur eine Ausrede?

Wir nennen das kognitive Verzerrung oder Gedankenturnen. Die Täter drehen sich alles zurecht, bis die Situation für sie stimmt. Meine Patienten wünschen sich, dass die Kinder sie auch attraktiv finden. Sie sagen dann: «Der Bub hatte eine Erektion, und er kam am nächsten Tag wieder zu mir, also wollte er es auch.»

Alois erzählte, ein Knabe habe mit eindeutigen Hüftbewegungen von ihm verlangt: «Blas mir eins!»

Das ist ja das Traurige: Kinder, die sich so enthemmt verhalten, und das gibt es,

hatten keine positive (Sexual-)Erziehung oder wurden bereits missbraucht oder misshandelt. Das klingt paradox: Warum sollte ein Mensch, der sexuell enthemmt ist, Missbrauch erfahren haben?

Weil er Liebe nur über Missbrauch erfahren hat?

Genau. Das Kind hat gelernt: Erst, wenn ich Oralsex habe, ist eine Beziehung stabil. Das ist doppelt traurig: Zu wenig geliebte Kinder, die es ohnehin schwer haben, dürsten so nach Aufmerksamkeit, dass sie leichte Opfer für pädophile Täter sind. Sie werden Opfer von jemandem, bei dem sie Liebe suchen.

Und das merken die Straftäter?

Ja, in den Gruppentherapien sagen sie: «Ich sehe sofort, welches Kind ich gut ansprechen kann, welches sich freut, wenn ich etwas Zeit für das Kind habe, ich ihm schmeichle.» So gewinnen sie es für sich.

Machen die Täter das extra?

Bewusst, ja. Danach sagen sie: «Das war ein Zufall.» Aber das ist totaler Blödsinn. Fast immer bereiten Täter die Deliktsituation lange vor. Sie konstruieren sie.

Wie das?

Sie testen die Kinder: Können sie dicht halten? Etwa, indem sie zusammen Verbotenes machen, sie etwa auf dem Schoss im Elsass Auto fahren lassen. Die Message: «Wenn wir beide dicht halten, haben wir Spass. Wenn nicht, ist der Spass vorbei.» Oder sie sagen: «Ich mache so viel für dich, jetzt kannst du auch etwas für mich tun.»

Die Kinder lassen sich so einwickeln?

Opferaussagen bestätigen das. Etwa wenn sie sagen: «Ich fühlte mich wie in einem Spinnennetz, ich konnte gar nicht anders. Irgendwann hat es dazugehört.»

Schon seltsam: Wenn die Täter selber häufig Missbrauchsopfer waren, sollten sie ja wissen, wie die Kinder sich fühlen.

Blinde Flecken sind tief menschlich. Die eigenen Fehler erkennt man oft nicht selber, es braucht jemand von aussen.

Der von aussen, das sind Sie. Wie bringen Sie den Tätern bei, dass sie den Kindern schaden?

Von jedem Patienten haben wir ein Gutachten mit Biografie und allen Tatdetails. Haben wir in der Gruppentherapie einen Mann, der als Kind massiv missbraucht wurde, steht das da drin. Also machen wir einen Schlenker und sagen: «Heute reden wir über das Thema Gutachten. Wer ist bereit, sein Gutachten zu zeigen?» Das sind natürlich fast alle – weil sie unzufrieden sind mit dem Gutachten.

Und dann wählen Sie den aus, der den schwersten Missbrauch erlebt hat.

Ja, erst reden wir über andere Inhalte des Gutachtens, dann kommen wir auf den Missbrauch, der in Gutachten sehr explizit geschildert wird, und es passiert was Interessantes: Plötzlich kommen von den anderen Teilnehmern Äusserungen, wie: «Ou, dann bist du aber schon noch unter die Räder gekommen. Toll, dass du dich dennoch so entwickelt hast.»

Warum geht diese Einsicht beim Erwachsenen, nicht aber beim Kind?

In der Gruppe geht es um einen von ihnen. Das ermöglicht ein Nachdenken: Der erlebte sexuelle Missbrauch und die eigene Pädophilie könnten einen Zusammenhang haben. Wir helfen den Patienten, zu dieser Erkenntnis zu kommen.

«Eine Therapie darf nie zum Deckmantel eines Missbrauchs werden.»**Kommen auch Patienten, die das nicht von Gerichts wegen müssen?**

Die meisten sind nicht freiwillig bei uns. Manche schon, weil sie nicht Täter werden wollen. Ich erinnere mich etwa an einen jungen Mann, attraktiv, seriös, guter Job, aber sehr allein, nie Beziehungen gehabt. Der kam zu mir und sagte: «Entweder helfen Sie mir oder ich erschiess mich.»

Was ist passiert?

Die neuen Nachbarn hatten eine sechsjährige Tochter, die sie zweimal zu ihm in die Werkstatt zum Veloflicken schickten. Er benahm sich hochanständig, weil er eben ein anständiger Mann ist. Dann kam er zu mir. Er fantasierte nur noch von Sex mit dem Mädchen, masturbierte dreimal täglich zur Vorstellung, es zu vergewaltigen. «Ich weiss, das tut ihm weh, aber ich will das.» Käme das Mädchen nochmals in die Werkstatt, passiere es. Oder er er-

schiesse sich vorher. Sowas gibts vermutlich mehr, als wir denken. Die wenigsten kommen in die Therapie. Manche bringen sich tatsächlich um.

So die Selbstbeherrschung verlieren, das ist für mich fast unvorstellbar.

Da sind Männer anders, das muss man sich eingestehen. Das ist keine Entschuldigung, aber schauen Sie sich die MeeToo-Debatte an: Warum gelingt es so vielen Männern nicht, ihre Sexualität so auszuleben, dass sie keine Opfer schaffen?

Weil sie nicht lernen, dass man als toller, starker, männlicher Mann gelten kann, auch wenn man Frauen auf Augenhöhe begegnet.

Klar, Erziehung spielt eine grosse Rolle. Aber wir haben Sexualstraftäter aus bestem Haus, mit total unauffälligen Brüdern.

Wollen Sie auf die Biologie hinaus?

Männliche Sexualität ist wahrscheinlich eine aggressivere. Das Testosteron ist ein Aggressivitätshormon. Zwar sind Männer mit hohem Testosteronspiegel nicht häufiger Sexualstraftäter, aber häufiger Gewaltstraftäter.

Das bedeutet?

Keineswegs, dass die armen Männer wegen ihrer Hormone nichts dafür können. Aber schauen Sie: In der Natur gibt es immer einen Wettkampf der Männchen um die Weibchen. Frauen fordern selten Sex von einem Fremden ein, aber Männer werben zuweilen offensiv um die Frauen. Das zeigt auch die Evolutionsgeschichte.

Frauen fordern Sex schon ein, kriegen ihn aber leichter.

Genau. Die einen Buben lernen, damit umzugehen, indem sie mit Frauen reden. Die anderen entwickeln einen Minderwertigkeitskomplex gegenüber Frauen. Ich behaupte, dass die Männer in einer Stammtischrunde, die die abwertendsten Sprüche über die Serviertochter machen, genau die sind, die sie am liebsten heiraten würden. Aber sie wissen, sie haben keine Chance, also machen sie sie schlecht. Der Übergang von sexistischen Sprüchen hin zur Vergewaltigung ist ein abgestufter.

Und wo ist der Übergang zum pädosexuellen Täter?

Wenn Sie jetzt noch jemanden mit einer unsicheren Persönlichkeitsentwicklung haben, der denkt, Erwachsene würden ihn sowieso nur auslachen, da kriege er bestimmt keine Erektion, könnten nicht genügen, dann sind Sie, vereinfacht ausgedrückt, beim Pädosexuellen.

Also ist Pädosexualität ein Männlichkeitsproblem?

In der Literatur gibt es Einzelfälle von Täterinnen. Ich habe schon Hunderte männliche Patienten in Therapien oder für Gerichtsgutachten beurteilt, aber noch nie eine Täterin kennengelernt.

Was machen Sie, wenn Sie das Gefühl haben, dass ein Patient kurz davor ist, ein Kind zu missbrauchen?

Hier haben wir die Praxis, dass wir Meldung machen. Wir stehen zwar unter Schweigepflicht, aber das Strafgesetzbuch berechtigt Ärzte, Anwälte und Pfarrer, die

Schweigepflicht zu brechen, wenn es um Straftaten an Minderjährigen geht.

Sind Sie berechtigt oder verpflichtet, es zu melden?

Wir müssen die Schweigepflicht nicht brechen. Aber wir tun es selbstverständlich. Eine Therapie darf nie zum Deckmantel eines Missbrauchs werden.

Werden Sie nie wütend auf die Täter?

Die Frage ist allein: Bin ich in der Lage, dem Menschen objektiv, in seinem Sinn und im Interesse der Öffentlichkeit zu helfen, nämlich indem wir schlicht und einfach zusammen die Rückfallwahrscheinlichkeit reduzieren. Das ist die Aufgabe der forensischen Psychiatrie.

Und, sind Sie dazu in der Lage?

In 50 Prozent der Fälle sind wir das.

«Je früher man Pädophile behandelt, desto eher schaffen sie es, keine Täter zu werden.»**Kann man Pädophile also heilen?**

Die Experten sind sich uneinig. Die Amerikaner sagen Nein. Wir wohl etwas aufgeklärteren Westeuropäer sagen Ja. Es gibt aber auch Patienten, die als behandelt gelten und nach Jahren mit «plötzlich wieder komischen Gedanken» zurückkommen. In der Therapie lernen Patienten auch, zu erkennen, wann das Risiko eines Rückfalls wieder auftaucht.

Und die, denen Sie gar nicht helfen können, muss man verwahren?

Nicht immer, bei einigen hilft eine medikamentöse Behandlung, die chemische Kastration, sehr gut.

Das hilft wirklich?

Ja, bei allen Studien gibt es auf mehrere Hundert Patienten fast keinen Rückfall.

Also steht am Anfang eines Übergriffs wirklich der sexuelle Drive?

Es ist ernüchternd. Einige pädophile Täter gehören nicht zum Psychiater, sondern zum Urologen: Testosteron senken, Problem gelöst. Ist aber nicht der Sexualtrieb im engeren Sinn Ursache für Straftaten, sondern zum Beispiel Sadismus, hilft auch das nicht.

Pädophile wünschen sich, dass sie weniger geächtet werden. Ich verstehe das, finde es aber nicht einfach, wenn man selber Opfer ist oder Opfer kennt.

Absolut. Aber die Frage ist: Sind wir Menschen, die automatisch aufgrund unserer Biografien reagieren und Pädophile ausgrenzen? Oder sind wir in der Lage anzuerkennen, dass es menschlich besser wäre, die Kettenreaktion zu stoppen? Traumatisierte Knaben werden häufig zu Tätern und schaffen wieder Opfer. Und je früher man pädophile Männer behandelt, desto eher schaffen sie es, keine Täter zu werden und ihr Leben so zu führen, dass sie nicht unter ihrer sexuellen Präferenz leiden. Aus diesem Grund sind Präventionsprogramme so wichtig. ×

Marc Graf (55) ist Direktor der Forensisch-Psychiatrischen Klinik der Universitären Psychiatrischen Kliniken und Professor für forensische Psychiatrie an der Universität Basel. Er behandelt unter anderem pädophile Männer und stellt psychiatrische Gutachten für verurteilte Straftäter aus.



Gemäss Experten ist einer von hundert
Männern pädophil.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



Remo Gallacchi: Lehrer, Fasnächtler und Politiker.

FOTO: MICHAEL FRITSCHI

Gewählt

Remo Gallacchi präsidiert dieses Jahr das Basler Parlament. Eine Begegnung mit dem neuen höchsten Basler.

Ein Tambour gibt den Takt an

von Catherine Weyer

Die Glocke hat kaum halb zwei geschlagen, da öffnet Remo Gallacchi schon die Tür. Als hätte er genau berechnet, wie lange der Weg von seinem Büro bis zum Eingang des Münstergymnasiums ist. Genauigkeit scheint ihm wichtig. Was erwartet man auch anderes von einem Physik- und Mathematiklehrer?

Nicht nur seine berufliche Karriere ist geprägt von Berechnungen, auch in der Politik scheint Gallacchi nichts dem Zufall

zu überlassen. «Ich bin der CVP beigetreten, weil sie meinen Werten am ehesten entspricht», erklärt er. «Und weil hier das Potenzial am grössten war gewählt zu werden.»

Denn innerhalb der Christlichdemokratischen Volkspartei genoss Gallacchi eine gewisse Bekanntheit: Schon sein Vater war für die CVP im Grossen Rat. Ein Vorteil, wie Gallacchi zugibt. Den er aber nicht ausschlagen wollte. «Ich habe bewusst zugewartet, der Partei beizutreten. Ich wollte eine Lücke zwischen meinem Vater und mir.»

Die Lücke sollte acht Jahre lang bestehen. Danach schaffte er es im ersten Anlauf auf den ersten Nachrückerplatz. Und innert eines Jahres ins Parlament.

Auch wenn Gallacchi und sein Vater in derselben Partei sind, will er keine Vergleiche anstellen. «Ich habe mich für Politik im Allgemeinen interessiert, nicht für die Geschäfte meines Vaters.» Und die CVP habe er auch deshalb gewählt, weil sie keine Polpartei sei. «Wir haben sowohl eine Auto- als auch eine Velolobby», sagt er schmunzelnd und meint damit den bürgerlichen und den linken Flügel, welche die Partei oft auch sehr unberechenbar machen. Für ihn ein Zeichen der Stärke, nicht der Schwäche: «Ohne die CVP gäbe es einen riesigen Graben im Grossen Rat.»

Geringe Medienpräsenz

Gallacchi ist weder als Brückenbauer noch als radikaler Politiker bekannt. Überhaupt ist er nicht sonderlich bekannt. Er hatte fünf Jahre das Präsidium der CVP/EVP-Fraktion inne und äussert sich des Öfteren im Grossen Rat. In den Medien ist er selten präsent. Scheut er die Öffentlichkeit? «Ich bin nicht absichtlich zurückhaltend, will mich aber auch nicht unnötig profilieren», sagt der 49-Jährige.

Wird über den Kleinbasler geschrieben, kann man eigentlich immer dasselbe lesen: dass er Präsident der «Baseldytschi Bihni» ist, Statthalter des Fähri-Vereins, leidenschaftlich Waldhorn spielt, ein begnadeter Trommler ist, eine Frau hat und einen Sohn. Bohrt man nach, erzählt Gallacchi bereitwillig, wie seine Frau und sein Sohn heissen, was der Sohn studiert und dass er (noch) keine politischen Ambitionen habe. «Die Frage ist nur, was Sie damit anfangen wollen.» Wieder huscht ein Lächeln über sein Gesicht und das Thema Privatleben ist abgehakt.

**«Ich bin in den
Katholizismus hineinge-
boren – ich kann
nichts dafür und habe
nichts dagegen.»**

Auch wenn Gallacchi bei persönlichen Themen eher verschlossen ist – wortkarg ist er nicht. Er erklärt gern, spannt einen weiten Bogen, um seine Meinung einzuordnen und erzählt Anekdoten. Seine Stimme bleibt ruhig und sonor, so wie vor 15 Jahren, als der Physiklehrer der heutigen Journalistin die Gravitationskraft näherbrachte.

Auch beim Thema Religion wird er nicht merklich emotional. Der gläubige Katholik war Ministrant, setzt sich für christliche Werte ein, betont aber, dass diese in unserer Kultur verankert seien, unabhängig vom Glauben: «Ich bin in den Katholizismus hineingeboren – ich kann nichts dafür und habe nichts dagegen.»

Ob jemand zur Kirche geht, spielt für ihn keine Rolle: «Der Kirchengang ist nur das Bild nach aussen.» Weil ihm die christlichen Werte wichtig sind, hat er sich dafür eingesetzt, dass Scientology nicht «non-chalant» als religiöse Gemeinschaft anerkannt werde. Und er wollte das Beichtgeheimnis der Priester wahren – gleichzeitig aber auch festlegen, dass sie bei Officialdelikten ansonsten die Meldepflicht trifft.

Nicht immer ist Gallacchi auf der Linie der katholischen Kirche. Bei der aktiven Sterbehilfe oder dem Recht auf Abtreibung hat er eine sehr freiheitliche Sicht: «Bei einem so endgültigen Entscheid kann einem niemand helfen», habe ihn die Lebenserfahrung gelehrt. «Da hilft auch gutes Zureden nichts, letzten Endes ist man mit dieser Entscheidung allein.» Deshalb ist es für den Christdemokraten wichtig, dass niemand, auch nicht der Staat, in diese Angelegenheiten hineinrede. «Wenn ich urteile, verurteile ich auch.» Da hört man dann doch den Katholizismus.

Spross einer Fasnachts-Dynastie

Für den Politiker Gallacchi gibt es nur ein grosses Tabu: die Bildungspolitik. Als Lehrer und Konrektor des Münsterergymnasiums will er keinen Interessenkonflikt schüren. «Andere Lehrer sind da nicht so strikt», stichelt er in Richtung mancher linker Ratskollegen. Immer wieder teilt er solche Seitenhiebe aus, auch im Grossen Rat. Erscheut den direkten Konflikt nicht.

Gallacchi ist es aber wichtig, nicht übers Ziel hinauszuschiessen: «Ich will keine Schlagzeilenforderungen hinausposaunen, bei denen ich später zurückbuchstabieren muss.» Wohl auch deshalb seien die Medien nicht sehr oft auf ihn zugekommen, mutmasst er. Für ihn ist das aber kein Problem, so verliere er nicht das Gesicht. Die zusätzliche Aufmerksamkeit hat er auch nicht nötig.

Denn die Gallacchis sind eine Dynastie. Nicht so sehr im Polit-Betrieb, dafür an der Fasnacht. Gemeinsam mit seinem Bruder und zwei Cousins trat Gallacchi beim «Brydrummler» an, jeder von ihnen machte da eine gute Figur. Viel mehr Bekanntheit geht in Basel nicht.

Was verändert sich jetzt, wo Remo Gallacchi zum Grossratspräsidenten gewählt wurde? Augenscheinlich nicht viel, vor allem nicht nach dem Jahr als Stellvertreter von Joël Thüring. «Die Trommel-Proben haben bereits gelitten, auch bei der Blasmusik musste ich Abstriche machen. Und die eine oder andere Sitzung meiner Vereine wird dieses Jahr ohne mich vonstatten gehen», mutmasst er.

Vermisst er das grossrätliche Rednerpult, das für Mitglieder des Ratsbüros tabu ist? «Am Anfang war es sehr schwer, nicht mehr sprechen zu dürfen. Aber ich weiss, dass man mit seinem Votum selten eine Abstimmung beeinflussen kann. Und wenn einer weniger spricht, geht es mit der Diskussion schneller vorwärts.» Ein Mathematiklehrer kann halt auch als Politiker rechnen. ×

kunstmuseum basel

CHAGALL

DIE JAHRE
DES DURCHBRUCHS
1911—1919

LETZTE TAGE!

16. 9. 2017 — 21. 1. 2018
Neubau: St. Alban-Graben 20

CREDIT SUISSE
Partner Kunstmuseum Basel

NOVARTIS

Marc Chagall, Selbstbildnis, Öl, 1911, Sammlung in überläng. Dargestellt im Kunstmuseum Basel, Zürich, Foto: Kunstmuseum Basel, Martin F. Bühler

Grosser Rat

Keine Grundrechte für Affen

von Dominique Spirgi

Was unterscheidet d'Mönsche vom Schimpans?», sang Mani Matter. Mit genau dieser Frage sah sich der Grosse Rat konfrontiert, der über eine Volksinitiative debattierte, die in der Basler Verfassung diese Unterschiede abbauen will. Den Initianten geht es darum, bei den Grundrechtsgarantien «das Recht von nichtmenschlichen Primaten auf Leben und auf körperliche und geistige Unversehrtheit» einzubeziehen.

«Die Primaten diskutieren heute über Primaten», flappste der zuständige Justizdirektor Baschi Dürr zum Auftakt. Es blieb das einzige Bonmot, die Debatte verlief in sachlichem Ton. Die philosophische Frage, wie weit Affen nicht nur Rechtsobjekte, sondern Rechtspersonen sein können, tippte sie nur an. Auch die Sorge, dass man mit Affen-Grundrechten der in Basel ansässigen Life-Sciences-Industrie schaden könnte, wurde nur am Rande erwähnt.

Primär ging es um die rechtliche Zulässigkeit. Grundsätzlich waren sich alle Sprecher einig, dass sich in der Basler Verfassung verankerte Grundrechte für Affen nicht mit dem übergeordneten Recht aus der Bundesverfassung und dem Zivilgesetzbuch vertragen. Dort werden diese

Rechte explizit nur Menschen gewährt. Uneinig war man sich nur darin, ob man die Initiative gleich im Parlament für rechtlich ungültig erklären will oder ob man diese Aufgabe ans Appellationsgericht delegieren möchte.

Michelle Lachenmeier (GB) plädierte für die Ratslinke für eine Überweisung ans Appellationsgericht – in der Hoffnung, die Diskussion über mehr Rechte für Affen nicht im Keim zu ersticken. Die bürgerlichen Sprecher hielten diesen Umweg für obsolet. Die rechtlichen Bedenken seien so klar, dass der Grosse Rat durchaus in der Lage sei, die Initiative selber für ungültig zu erklären. Ausserdem hätten die Initianten selber die Möglichkeit, den Grossratsbeschluss anzufechten.

Initianten geben nicht auf

Der Rat entschied sich gegen eine Überweisung des Entscheids ans Gericht. Das Verhältnis von 51 zu 41 Stimmen deutet darauf hin, dass die Reihen der Ratslinken nicht geschlossen waren. Dass man sich im Grundsatz einig war, zeigte sich in der Schlussabstimmung: Mit 75 gegen 1 Stimme (bei 22 Enthaltungen) erklärte der Grosse Rat die Initiative überaus deutlich für «rechtlich unzulässig».

Die Initianten vom Verein Sentience Politics akzeptieren diesen Entscheid nicht und wollen ihn vor dem Appellationsgericht anfechten. Sie argumentieren, dass es den Kantonen sehr wohl freigestellt sei, in ihren Verfassungen über den Grundrechtskatalog der Bundesverfassung hinauszugehen. ×

Ideen der Woche



Klybeck-Pläne

von TaWo

Rund 150 Architektur-Studentinnen und -Studenten der FHNW haben als Semesterarbeit ihre Ideen für die Entwicklung des Klybeckareals vorgestellt. Bereits im Sommer haben renommierte Planungsbüros ihre Vorstellungen für den «neuen» Stadtteil präsentiert.

Die Studierenden lägen mit ihren Vorschlägen wohl näher an dem, was für die Stadt gewünscht werde, sagt Dominique Salathé, Leiter des FHNW-Instituts für Architektur. Immerhin gehörten sie zu der Generation, «die das Quartier einst bewohnen wird». Da verwundert es nicht, dass einige auch das vom Verein Klybeck gewünschte 50-Meter-Schwimmbecken in ihre Pläne aufgenommen haben. ×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 43-Jährige wohnt in Bern.



Am Wielandplatz läuft die Zeit langsamer. Das Quartier muss weiter auf die Neugestaltung warten.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Stadtentwicklung

Zehn Jahre Stillstand am Wielandplatz

von Catherine Weyer

Seit 2011 will der Kanton den Wielandplatz umgestalten – und es dauert noch, bis es so weit ist. Weshalb zieht sich das Projekt so lange hin?

1832 starb Johannes Wieland, der als Basler Polizeidirektor zusehen musste, wie sich die beiden Basel blutig trennten. 1898 kam er zu spätem Ruhm, als der Platz am nordwestlichen Ende des Schützenmattparks nach ihm benannt wurde.

Heute ist der Wielandplatz nicht mehr wirklich rühmlich. 5900 Quadratmeter zugeteerte Fläche, mit einer unübersichtlichen Verkehrsführung und abgefahretem Strassenbelag. Nicht mehr wirklich eines Mannes würdig, der unter Louis XVIII in die französische Ehrenlegion aufgenommen worden war.

Der Kanton hat längst erkannt, dass der Platz einer Überholung bedarf. Die Kanalisation muss saniert werden, Elektroleitungen, Trottoirbeläge und auch einige Bäume haben ihre Lebensdauer erreicht. Dabei soll der Platz ein Facelifting erhalten: eine klarere Strassenführung mit Tempo 30, mehr Grünflächen und eine behindertengerechte Bushaltestelle.

Das alles ist nicht neu: Im September 2011 wurden die Anwohner erstmals über die geplante Umgestaltung informiert. Passiert ist bis heute: nichts.

Das liegt nicht nur am Kanton oder nur an den Anwohnern. Es ist eine Verstrickung mehrerer Umstände, die zum Still-

stand führte. Da wäre die finanzielle Lage des Kantons, aufgrund derer man entschied, das Projekt zu redimensionieren. Da wären einige Anwohner, die trotz eines verspäteten Mitwirkungsverfahrens nicht zufrieden waren und eine Petition gegen den Plan einreichten. Und da ist der politische Prozess, der bei jedem Projekt zur Geduld zwingt.

Die Bagger kommen frühestens 2021

Auch der Wielandplatz muss sich in Geduld üben: Bis er in neuem Glanz erstrahlt, werden über zehn Jahre ins Land gezogen sein seit der ersten Informationsveranstaltung. «Erfahrungsgemäss dauert es rund zwei bis zweieinhalb Jahre nach Grossratsbeschluss bis zum Baubeginn», erklärt Marc Keller, Mediensprecher des Baudepartements.

Denn nach dem Parlamentsbeschluss stehen das konkrete Bauprojekt, das Baubewilligungsverfahren mit allfälligen Einsprachen und die Ausschreibung für die Bauarbeiten an. Läuft alles nach Plan, können die Bagger Anfang 2021 auffahren, Ende 2022 sollten sie dann fertig sein.

«Die Information über die Umgestaltung des Wielandplatzes hatte einen suboptimalen Start», sagt auch Angelina Koch vom Stadtteilsekretariat Basel-West. Zwar seien die Anwohner informiert worden, allerdings über ein fixfertiges Projekt. «Das hat viel Unwillen geschürt», sagt sie. Aber: «Durch eine Begleitgruppe mit Quartiervertretern wurde das Projekt durch ver-

schiedene Nutzende diskutiert, auch die Petenten waren Teil davon.» Es hat denn auch einige Veränderungen im Projekt gegeben. Unter anderem wurden keine Parkplätze abgebaut und trotz Tempo 30 wird es noch zwei Fussgängerstreifen über den Platz geben.

Das Projekt, das am Ende realisiert werden soll (und noch durch zwei Gremien muss), ist, typisch schweizerisch, ein Kompromiss. Man wird für mehr Grünflächen sorgen, Rücksicht nehmen auf Kinder und Alte und auch auf den Individualverkehr mitsamt Parkplätzen. Es gibt keine radikale Veränderung, kein Restaurant und keine autofreie Zone, die den Platz zu einem Quartiermittelpunkt machen könnten.

So wird es am Ende wohl kommen wie beim «Trauma Rüttimeyerplatz», wie Koch es nennt. Die Quartierbevölkerung konnte sich einbringen – mit dem Resultat, dass heute niemand wirklich zufrieden ist. Was könnte man da ändern?

«Wir müssen uns grundsätzlich fragen, wie wir die Bevölkerung einbinden wollen», sagt Koch. Ist es richtig, nur die Anwohner mit einzubeziehen, oder ist es nicht eher die ganze Stadt, die ihre Ideen und Forderungen einbringen können soll? Wird man so näher an ein perfektes Endresultat kommen oder wird es nur noch länger dauern, bis sich etwas ändert?

Es sind interessante Denkanstösse, die die geplante Umgestaltung des Wielandplatzes mit sich gebracht hat. Und es bleibt die Hoffnung, dass von nun an alles nach Plan läuft, damit die Anwohner, die ihre Forderungen durchboxen konnten, das noch erleben.

So oder so: Ein grosses Problem wird auch nach der Neugestaltung nicht gelöst sein – der sogenannte Suchverkehr um das Schützenmattstadion. Um den zu beheben, bräuchte es eigentlich ein unterirdisches Parkhaus.

Aber das ist eine andere Baustelle. ×

Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Prag

Was hat denn dieser Knackpo im Heft verloren? Gar nichts. Vielmehr hat er die passende Hose bewusst in die Handtasche gesteckt – für einen Flashmob. Dieser reiht sich in eine seit 2002 in mehreren Grossstädten etablierte Kunstaktion ein. Und die ist: ja, für was wohl?

DAVID W CERNY/
REUTERS

Kyrene

Im Jahr 331 v. Chr. kam Alexander der Grosse via Ägypten nach Kyrene und riss sich die libysche Hafenstadt unter den Nagel. Heute sitzen gleich zwei grosse Tiere vor dem Stadttor. Doch sie gönnen bloss ihren Hufen eine Pause.

ESAM OMRAN
AL-FETORI/REUTERS

Erkelenz

Kirche war gestern, heute braucht man Braunkohle. Und die liegt halt unter dem Dom. Aber: War Braunkohle nicht auch schon gestern? Keine Zeit für Fragen, Herrgott noch mal!

WOLFGANG RATTAY/
REUTERS





Las Vegas

Dieser Tunnel befindet sich in einer extrem wichtigen Tech-Messe. Da gehen Leute hin, die sich gern damit beschäftigen, was morgen kommt. Mitten drin steht dieser Jordan Jtakin. Das ist ein extrem wichtiger Promi. Mit dem beschäftigen wir uns morgen dann vielleicht mal.

STEVE MARCUS/
REUTERS



Montecito

In Kalifornien hat die Feuerwehr in letzter Zeit alle Hände voll zu tun: Auf schwere Brände folgte der Regen, dann zerstörten Schlammlawinen und Sturzfluten Häuser und Leben.

KENNETH SONG/
REUTERS



Einmal mehr steht die Schweiz vor einem Jubiläum, das Rechtspopulisten genüsslich ausschlachten.

Feldzug gegen links

von Georg Kreis

Vor bald vier Jahren hat in den Medien der Erste Weltkrieg noch einmal begonnen. 2018 wird er nun, ebenfalls in den Medien, erneut zu Ende gehen. Mit dem Ende eng verbunden ist der Schweizer Landesstreik vom November 1918 – ein gerne rekapituliertes Schlüsselthema der Schweizer Geschichte.

Christoph Blocher als Stimme der rechten Schweiz konnte es nicht erwarten, bis sich dieses erschütternde Intermezzo gegen Ende des Jahres tatsächlich zum hundertsten Mal jährt. Gleich zum Jahresbeginn musste er seine «richtige» Sicht der Dinge bekannt geben. Und zwar gleich doppelt genäht: Einmal in seiner üblichen Neujahrsrede bei Hörnli und Gehacktem, die er diesmal in Wetzikon abhielt, sowie einmal in einem seiner Hausblätter, der «Weltwoche» (1/2018).

Gewiss, der Landesstreik verdient es, Gegenstand unseres Nachdenkens zu sein. Dabei könnte die stets simple Frage im Vordergrund stehen, ob es denn etwas Neues zu sagen oder zu entdecken gebe. Dies freilich, ohne Altes dazu bereits zu

November 1918: Ein paar Soldaten sichern den Aeschenplatz.

FOTO: STAATSARCHIV BASEL-STADT, BSL 1045C 2-394 (FOTOARCHIV HOFFMANN)



kennen. Angebracht ist in diesem Fall aber auch schon nur eine Wiederauffrischung von Altem.

Dem tüchtigen Blocher scheint es bereits gelungen zu sein, die Fragestellung zum Jubiläum zu bestimmen: War beim Landesstreik von 1918 Revolution im Spiel? Steckten die Russen dahinter? Haben Schweizer Linke entscheidend mitgeholfen, dass in Russland die Zeit der Zaren zu Ende ging? Und haben sie im eigenen Land den Bürgerkrieg gesucht? Alles ziemlich alte Fragen, die längst reichlich mit alten Antworten versehen wurden.

Einer etwas naiven, sich als neutral verstehenden Presse konnte der 77-jährige Blocher in den Notizblock diktieren, dass er, der Dr. iur. und Unternehmer, Historiker würde, könnte er nochmals studieren. Das ist aber gar nicht nötig, weiss er doch auch ohne dieses Studium, wie die Vergangenheit ausgesehen hat beziehungsweise anzusehen ist.

Nachdem der Amateurhistoriker dargestellt hat, wie es gewesen ist, erhalten jetzt auch Fachhistoriker das Wort und können hinterher bemerken, dass einige seiner Aussagen, wie in den Medien nachzulesen, dilettantisch, fehlerhaft, abstrus ausgefallen seien und Blocher in seinen Ausführungen «geschludert» habe.

Zurechtgerückte Geschichten

Eine dieser «Schludrigkeiten», die nicht beanstandet wurde, war die unzutreffende, aber typische Behauptung, der Erste Weltkrieg habe auch in der Schweiz «vor allem» unter Intellektuellen viel Begeisterung und Kriegslust entfacht. Die gleiche Stossrichtung hatte die spitze Bemerkung, wonach von «linksliberalen Professoren» verharmlosende Deutungen des Landesstreiks zu erwarten seien.

Man könnte aber auch zum Schluss kommen, dass die Ausführungen alles in allem erstaunlich wenig Detailfehler enthielten und der Redner enorm belesen erscheint. Er kann Autoren wie Edgar Bonjour, Werner Lüthi und Walther Hofer zitieren. Die Literaturverweise wie die «Schludrigkeiten» können aber kaum alles geistige Eigenleistungen sein, sondern müssen von Ghostwritern stammen.

Bisher hat sich die Berichterstattung wenig für die Frage interessiert, wie das «breite historische Wissen», das dem Neu-jahrsredner zugeschrieben wird, in die historisierenden Redetexte kommt. Das geht nicht ohne Zudiener. Der politische Unternehmer hätte nie die Zeit für eigene Vorbereitung, aber er hat stets das Geld zur Finanzierung rückwärtiger Dienste. Aber wer erbringt diese?

Darauf könnten einem schon ein paar Namen einfallen. SVP-Nationalrat und «Weltwoche»-Redaktor Peter Keller etwa. Er gibt auf seiner Homepage an, 2002 bis 2008 für Blocher als Redenschreiber tätig gewesen zu sein. Dem Volkstribun müssen aber noch bessere Federn zur Verfügung gestanden haben. Namen nennen bliebe aber Spekulation, weil die Beteiligten ver-

ständiglicherweise kein Interesse haben, diese Vorarbeit zu deklarieren.

Einer, der mit Blocher nicht nur den Vornamen teilt und ebenfalls nicht mehr im Nationalrat sitzt, hat in derselben «Weltwoche»-Ausgabe seinen Beitrag geleistet: Der Stäfener Christoph Mörgeli versuchte, ausgerichtet auf das Zürcher Hinterland und für das Zürcher Hinterland, den in diesem Hinterland wohnhaft gewesenen General Wille vom Vorwurf reinzuwaschen, er habe mit seinem provozierenden Militäreinsatz den Landesstreik mitzuverantworten gehabt.

Blocher scheint es bereits wieder gelungen zu sein, die Fragestellung zum Jubiläum zu bestimmen.

Was mit den nun vorliegenden, von Blocher aus rechtspolitischer Warte gesetzten Themen kaum beleuchtet wird, ist die soziale Dimension des Landesstreiks. Zwar bleibt nicht unerwähnt, dass es damals grossen Bevölkerungsgruppen nicht gut ging. Kaum bezahlbare Preise für Milch und Mieten hatten die Protestbereitschaft gewaltig erhöht. In Blochers Schilderung ist dies aber kein eigener Tatbestand, sondern nur eine Gegebenheit, die von den Revolutionären gut ausgegützt werden konnte.

Das herrschende Elend dürfte die Sehnsucht nach Veränderung tatsächlich stark genährt haben. Darüber hinaus erhielt die soziale Unrast bestimmt auch Auftrieb durch den Jahrestag der Russischen Revolution von 1917 und die revolutionären Bewegungen im benachbarten Deutschland am Ende des Kriegs. Schaut man sich den Forderungskatalog an, den das Komitee des Landesstreiks erstellt hatte, entdeckt man wenig Revolutionäres, aber viele Reformpostulate innerhalb des gegebenen politischen Systems.

Berechtigte Forderungen

Das «Revolutionärste» war der Ruf nach sofortigen Neuwahlen der Eidgenössischen Räte. Eine allerdings gerechtfertigte Forderung, war doch kurz zuvor, am 13. Oktober 1918, mit eindrücklichen 66,7 Prozent Ja-Stimmen nach zwei Jahrzehnten und im dritten Anlauf endlich das Proporzwahlrecht angenommen worden. Als gerechtere Ordnung stellte dieses der Linken eine parlamentarische Repräsentation gemäss ihrer tatsächlichen Stärke in Aussicht. Darum wollte man mit den Wahlen nicht gemäss dem damals geltenden Dreijahres-Turnus bis 1920 warten. Sie wurden denn auch auf 1919 vorgezogen.

Weitere Forderungen zielten auf die Sicherung der Lebensmittelversorgung, die Einführung der AHV und des Frauenstimmrechts sowie die Beschränkung der Wochenarbeitszeit auf 48 Stunden. Im Ansatz eher systemsprengend waren die

Forderungen nach einer allgemeinen Arbeitspflicht, nach Staatsmonopolen für Importe und Exporte und nach «Tilgung aller Staatsschulden durch die Besitztenden». Und es handelte sich um einen politischen und nicht bloss gewöhnlichen Streik, weil es um mehr ging als nur um Arbeitsbedingungen.

Radikale Kräfte hofften dabei in der Tat, dass es über die Zuspitzung der sozialen Konflikte zu einem Bürgerkrieg komme, in welchem der Kapitalismus überwunden werden könne. Kampfbereitschaft und Kriegsrhetorik gab es jedoch in den stark polarisierten Verhältnissen etwa gleichermassen auf beiden Seiten.

Das Militär schoss weiter

Im zum Jahresbeginn servierten Rückblick wird die auf der Seite der Streikenden herrschende Gewaltbereitschaft stark überzeichnet. Die gewalttätigste Aktion kam vonseiten des eingesetzten Militärs: Drei flüchtende Demonstranten wurden in Grenchen von hinten erschossen – am 14. November. Der am 10. November als unbefristeter Protest ausgerufen Streik war zu der Zeit nach knapp vier Tagen bereits abgeblasen. Auch das bleibt im SVP-Narrativ nicht unerwähnt, die Schüsse werden aber sozusagen entschuldigend «besonders heftigen Ausschreitungen» zugeschrieben.

Christoph Mörgeli wies zutreffend darauf hin, dass mit 1968 der Landesstreik neu beurteilt wurde. Wie heute hatte auch das damalige 50-Jahr-Gedenken zu einer eingehenderen Beschäftigung mit dem Thema geführt. Damals ging es um eine längst fällige und im Geiste von «1968» leichter vorzunehmende Korrektur des Geschichtsbildes.

Willi Gautschi, ein Sozialdemokrat, hat diese in «Der Landesstreik 1918» erarbeitet, eine umfassende und noch immer gültige Studie. Der Landesstreik wurde fortan nicht mehr als «bolschewistischer Putschversuch» gesehen. Das lange dominante Bild von den erfolgreichen Streikunterdrückern hatte ausgedient. Nun sah man einen Protest mit stark reformerischen Zügen, der aus dem herrschenden Elend geboren war. Dabei könnten allerdings die mitschwingenden Revolutionserwartungen unterbewertet worden sein.

Blochers Neujahtsrede ist ein erster Versuch, das 1968 eingerückte Bild des Landesstreiks zugunsten der älteren Deutung zurückzudrängen oder zu beseitigen. Wie die politischen Verhältnisse unserer Zeit liegen, wird uns das Gedenkjahr 1918 noch weitere Bemühungen in dieser Richtung bescheren – und sicher auch einige publizistische Gegenaktionen. Im November 2018 kann dann bilanziert werden, wer im Kampf um die Deutungshoheit bessere Überzeugungsarbeit geleistet hat. ×

Mehr zum Landesstreik u. a. bei Georg Kreis: «Insel der unsicheren Geborgenheit. Die Schweiz in den Kriegsjahren 1914–1918».

Online



tageswoche.ch/
author/
georg-kreis

Nico und Linda gehen nicht zur Schule. Weil das in Basel gegen das Gesetz verstösst, ist die Familie Miedaner nach Frankreich ausgewandert.

«Kinder brauchen keinen Zwang zum Lernen»

von Jeremias Schulthess

Manchmal, wenn der Lehrer Michael Miedaner nach einem langen Unterrichtstag im Bett liegt, fragt er sich, ob es wirklich eine gute Entscheidung war, die eigenen Kinder nicht zur Schule zu schicken. Er und seine Frau Martina haben sich zu diesem ungewöhnlichen Schritt entschieden. Und weil das in Basel nicht erlaubt ist, sind sie ins grenznahe Elsass gezogen – Frankreich kennt keine Schulpflicht.

«Ich bin nicht immer frei von Zweifeln», erklärt Michael Miedaner am Esstisch im Einfamilienhaus, das fast an der Quelle des Birsig liegt. Sie wollten ihren Kindern den Schuldruck ersparen. «Die Schule hat sich in den letzten Jahrzehnten in eine Richtung entwickelt, die nicht mehr kindgerecht ist», sagt der 56-jährige Familienvater.

Nico, 9, und Linda, 4, werden wohl nie zur Schule gehen – jedenfalls nicht im Kindesalter. Lesen, Schreiben, Rechnen, Chemie, Biologie lernen die Kinder, wenn es gerade passt – und wenn sie es wollen.

Wenn sie das möchten, könnten sie auch zur Schule gehen, erklärt Martina Miedaner: «Freiwilligkeit ist für uns sehr wichtig. Wir wollen nicht, dass unsere Kinder die Lust am Lernen verlieren, weil zu viel Druck da ist.»

Mit knapp neun Jahren sagte Nico: «Ich will auch lesen und schreiben können!» Also setzte sich die Mutter mit ihm hin und erklärte, wie die Buchstaben aussehen und wie man Umlaute ausspricht. Sie übte mit ihm vier Wochen lang intensiv, danach konnte Nico lesen und schreiben. Linda hat bereits als Vierjährige angefan-

gen zu schreiben. Sie lernt auch auf Französisch zu schreiben, damit sie ihrer Freundin Briefe schreiben kann.

«Aufs ganze Leben gesehen, spielt es doch keine Rolle, ob ein Kind mit vier oder neun Jahren lesen und schreiben lernt», erklärt Martina Miedaner, die bis vor einigen Jahren als Primarlehrerin arbeitete. Mittlerweile berät sie Familien, die zum Beispiel mit dem Gesetz in Konflikt kommen, weil sie ihre Kinder zu Hause beschulen. Und das seien im Moment so viele Eltern, dass sie vor lauter Anfragen kaum nachkomme. «Es ist ein Phänomen, das immer mehr Leute beschäftigt.»

Freilernen ist nicht Homeschooling

Homeschooling – so heisst das, was das Gesetz in einigen Schweizer Kantonen erlaubt. Im Jura, im Aargau, in Bern und in Appenzell Ausserrhoden ist es Eltern erlaubt, ihre Kinder zu Hause zu unterrichten. Die Homeschooling-Familien werden regelmässig von Inspektoren besucht, welche überprüfen, ob die Kinder auch ohne Schule ein angemessenes Niveau erreichen.

Was die Miedaners machen, ist aber nicht Homeschooling. Sie nennen es Freilernen nach dem Vorbild von André Stern. Stern ist selbst nie zur Schule gegangen und tritt als gefragter Reformpädagoge auf. Freilerner lernen nicht nach Stundenplan oder definierten Inhalten. Sie lernen, was sie entdecken, was sie vertiefen wollen.

Martina Miedaner schildert, wie Sohn Nico an einem Spätsommernmorgen seinen Rucksack packte und mit dem Velo über Land fuhr. Er beobachtete den Bauern, wie er Mais erntete. Beim Abendessen beantworteten die Eltern dann die Fragen, die Nico während des Tages gesammelt

hatte. Die Mutter erklärt: «Das Leben bringt so viele Herausforderungen, die zum Lernen anregen. Es braucht keinen Zwang zum Lernen, wie es die Schule vermittelt.»

An einem anderen Tag machte Nico Erfahrungen mit heissem Öl, das Znacht wurde anschliessend zur Chemiestunde, bei dem der Vater die verschiedenen Aggregatzustände erklärte. «Natürlich haben wir einen Vorteil dadurch, dass wir beide Lehrer sind», sagt Michael Miedaner. Aber das, was sie machten, könnten auch Eltern ohne pädagogische Ausbildung leisten. «Für die Schulstunde muss ich mich auch vorbereiten und es kommen vielleicht auch Schülerfragen, die ich nicht ohne Weiteres beantworten kann.» Fast alles, was die Kinder über bestimmte Phänomene wissen wollten, könne man nachlesen.

Linda kommt aus dem Keller gerannt. Auf einem Holzbrett trägt sie eine schlangenförmige Tonfigur. «Ist das eine Wurst?», fragt der Vater. «Nein, ein Töpfchen», antwortet die Tochter und lacht.

Das Haus der Miedaners ist zwar keine Schule, dass hier gelernt wird, fällt aber auf. Auf dem Wohnzimmer Tisch steht ein Experimentierkasten für Erst- und Zweitklässler, der Couchtisch ist voll mit Papier und Gipsmasken und auf dem Duschvorhang ist das Periodensystem zu lesen.

«Vor der Geburt von Nico unterrichtete ich sieben- bis zwölfjährige Kinder, die häufig keine Lust mehr zu lernen hatten», sagt die ehemalige Primarlehrerin Martina. Als sie dann ihre eigenen Kinder gross werden und ihre Begeisterung für das spielerische Lernen sah, habe sie sich gefragt: Warum kann dieser natürliche Lernprozess nicht einfach weitergehen?



Linda lernt, was sie gerade interessiert. Derzeit bringt ihr Mutter Martina Französisch bei.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

Die Miedaners beschäftigten sich intensiv mit Entwicklungspsychologie und Hirnforschung. Sie lasen Studien, sprachen mit Leuten, deren Kinder freilern. Die Idee, die eigenen Kinder von der Schule fernzuhalten, verfestigte sich.

Absage aus dem ED

«Der letzte Punkt, bei dem wir gehadert haben, war die Sozialisierung», erklärt Martina Miedaner. Natürlich sei es wichtig, dass Kinder mit anderen Leuten in Kontakt kommen. Aber warum sollten das nur Gleichaltrige sein? Von anderen Freilerner-Eltern hörten sie, wie deren Kinder im Judokurs, Zirkusunterricht oder im Sommerlager auf andere Kinder stiessen. «Das hat uns schliesslich überzeugt: Kinder können überall andere Kinder und Erwachsene kennenlernen, dazu braucht es die Schule nicht.»

Als Nico in den Kindergarten gekommen wäre, schrieben sie einen Brief an den damaligen Basler Erziehungsdirektor Christoph Eymann und fragten, ob sie ihre Kinder ohne Kindergarten und Schule aufziehen könnten. «Zurück kam ein zweiseitiger Brief, der uns darlegte, dass dies unter keinen Umständen ginge», so Martina Miedaner.

Also entschieden sie sich, nach Frankreich auszuwandern. Das sei kein einfacher Schritt gewesen, schliesslich habe sie seit ihrer Kindheit in Basel und Umgebung gewohnt, sagt Martina Miedaner. Ihr Mann erklärt: «Unser Umfeld sah die Entscheidung anfangs recht kritisch. Mit der Zeit zeigten aber viele Verständnis dafür – auch deshalb, weil sie sahen, dass es unseren Kindern gut ging und sie sich toll entwickelten.»

Martina Miedaner ärgert sich, dass sie für das, was sie machen, in der Schweiz bestraft würden. «Dabei spart der Staat an Freilernern und Homeschoolern ordentlich Geld.» Die 37-Jährige kämpft deshalb dafür, dass ihr Modell zumindest gesellschaftlich anerkannt wird. «In erster Linie ist es mir wichtig, dass Freilerner und Homeschooler nicht kriminalisiert werden. Ein weiterer Schritt wäre, dass sie mit Schulgängern gleichgestellt wären und wie etwa in Kanada einen Unkostenbeitrag erhielten, für Bastelutensilien, Unterrichtsbücher oder Computer.»

Dass Eltern ihre Kinder reihenweise aus der Schule nehmen würden, wenn es keine Schulpflicht oder gar Anreize dazu gäbe, glauben die Freilerner-Eltern nicht. Michael Miedaner erklärt: «In Kanada, wo

Homeschooling seit Langem erlaubt ist, schickt die absolute Mehrheit der Eltern ihre Kinder noch zur Schule.»

Keine Gegner der Schule

Oft müssten sie sich anhören, sie seien gegen die Schule. «Das stimmt aber überhaupt nicht. Für viele Familien stellt die Schule ein wichtiges Bildungsangebot zur Verfügung.» Seiner Meinung nach sollte man sich aber grundlegende Gedanken darüber machen, wie Bildung heute aussehen soll. Zum Beispiel müssten die Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie und Hirnforschung mehr als Basis dienen.

Hat der Sekundarlehrer keine Angst, dass seine Kinder etwas verpassen? «Es ist nicht so schlimm, wenn Nico nicht weiss, dass Napoleon anno so und so eine Schlacht gewonnen hat. Das kann er auch später lernen, wenn es ihn interessiert.»

Der Neunjährige hat derweil Arbeits-hose und Gummistiefel angezogen und sägt im Garten an einem Brett. Über dem Birsig hat er mit Pfählen eine Hütte gebaut. «Da ist er voll in seinem Element», sagt der Vater. Nico wird bis am Nachmittag alleine hämmern und sägen. Bis sein Freund von der Schule heimkommt. Dann werden sie zu zweit weiterbauen. ×

Weiterlesen:
«In meinem Leben ging alles auf – auch ohne Diplome», S. 24.



In ihrem «Malort» kann Mirjam Valari sein, wer sie ist: ein freier Mensch und Künstlerin.

Karriere

Von der Schule bis zur Berufsausbildung hat Mirjam Valari alles abgebrochen. Dafür war sie Muse, malte Ikonen, leitete Ausstellungen und gründete ein Atelier für freies Malen.

**«In meinem Leben
ging alles auf – auch
ohne Diplome»**



Im geschützten Rahmen: Die Bilder, die in Valaris Atelier entstehen, bewertet niemand.

FOTOS: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

von Jeremias Schulthess

Ein Raum, Packpapier rundum, in der Mitte einige Farbtöpfe, fünf Personen mit Pinseln in der Hand – das ist der Arbeitsort von Mirjam Valari. Ein Malort, konzipiert nach dem Vorbild des Pädagogen Arno Stern, an dem Kinder und Erwachsene frei malen können. Ohne Anleitung, ohne Bewertung, ohne Druck. Einfach malen.

Gibt es ein Sinnbild für Valaris Leben, dann diesen Raum im Basler Wettsteinquartier. Sie entschied sich immer gegen das Konventionelle, wollte immer frei sein, hat immer gemalt. Als mit 16 die obligatorische Schule vorbei war, schickten ihre Eltern sie in ein Internat im Kanton Fribourg. Für sie wars ein Gefängnis, erzählt sie. «Ich habe das nicht lange ausgehalten. Nach einem Jahr musste ich krankheits halber das Internat verlassen.»

«Was soll bloss aus ihr werden?»

Valari ging an die Diplommittelschule in Münchenstein, beendete diese aber auch nach kurzer Zeit wieder. Sie schrieb sich an einer Zürcher Kunstschule für den Vorkurs ein. Sie absolvierte ihn zwar, aber weitermachen? Lieber nicht. Sie wollte «einfach Künstlerin sein».

Doch die Eltern beharrten darauf, sie solle was Anständiges lernen. Also folgte eine Lehre als Textilentwerferin in einem Appenzeller Stickerei-Unternehmen. Ein Jahr lang zeichnete sie Spitzen für BHs und Bordüren. Freiheit und Kunst hatte sie sich aber anders vorgestellt, weshalb

sie die Lehre abbrach. Die Eltern waren entsetzt: Was soll bloss aus ihr werden?

Ihr Vater, Seklehrer und Berufsberater, schickte ihr ordnerweise Vorschläge, was es denn noch für Berufsmöglichkeiten gäbe. Und bei jedem Vorschlag sagte sie: Nein! Valari machte Gelegenheitsjobs und malte nebenbei.

Leben mit dem Künstler

Ihrem Traum, frei zu sein, Künstlerin zu sein, kam sie näher, als sie einen Brief an ihr Idol Friedensreich Hundertwasser schrieb, worauf eine Einladung vom bekannten österreichischen Künstler nach Wien folgte. Wenig später wurde sie seine «Weggefährtin», wie sie sagt.

Hundertwasser, zu diesem Zeitpunkt 64 Jahre alt, lud Valari, 23 Jahre jung, später dann auch in sein Haus nach Neuseeland ein. «Die Anfrage kam für mich total überraschend.» Sie jobbte gerade als Kellnerin in Arlesheim. «Ich sagte sofort zu.»

Sie meldete sich beim Chef ab und flog ab nach Neuseeland. Dort lebte sie zwei Monate mit dem Künstler in einem abge schiedenen Haus. «Das war für mich sehr spannend. Ich konnte sehen, wie er malt, wie er lebt.» Es sei aber auch nicht immer einfach gewesen mit dem introvertierten Künstler. «Hundertwasser konnte stundenlang einfach an einem Tisch sitzen und vor sich hin schweigen – genau das Gegenteil von mir! Ich war jung, lebendig, wollte immer etwas unternehmen.»

Damit ihr nicht langweilig wurde, half sie tatkräftig auf seinem riesigen Grundstück mit. «Ich machte allerlei: Bäume

pflanzen, Holz hacken, Gartenarbeit, das alte Haus putzen. Da ich nicht mobil war und Hundertwasser immer sehr beschäftigt, kaufte er mir kurzerhand ein Mountainbike. Damit konnte ich mich frei bewegen, ins zwei Stunden weit entfernte Städtchen radeln und Menschen treffen.»

Die Beziehung zum 40 Jahre älteren Hundertwasser habe ihr Umfeld immer akzeptiert. Die Eltern hätten sich zunächst schon gefragt: Was macht sie denn jetzt wieder? «Aber mit der Zeit haben sie mich in Ruhe gelassen und anerkannt, dass ich meinen eigenen Weg ging.»

Zurück in der Schweiz blieb die Beziehung zu Hundertwasser bestehen. Valari pendelte zwischen Basel und Wien und verfeinerte ihre Kunst. «Hundertwasser war daran interessiert, was ich malte. Als ich ihm das erste Mal meine Bilder zeigte, hatte ich grosse Angst. Was würde er dazu sagen? Ich wusste: Wenn es um künstlerische Arbeiten ging, konnte er sehr hart in seinem Urteil sein.»

Der Streit im Waldhaus

Doch Hundertwasser fand ihre Werke toll. Er habe ihr «grossen Mut gemacht» und sie wurde entschlossener, den Weg als freischaffende Künstlerin zu gehen. Aber sie malte nie in Anwesenheit von Hundertwasser, das habe dieser nicht gewollt.

Zweieinhalb Jahre dauerte dieses Verhältnis. Es war im Ferienhaus des Künstlers, als es zur Eskalation kam. «Es gab nicht viel mehr als eine Matratze und einen Holzofen im Haus. Hundertwasser hat zwar zu Lebzeiten grossen Reichtum

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Oswald, Martha, von Aadorf/TG, 21.12.1922–08.01.2018, Muesmattweg 33, Allschwil, Trauerfeier: Dienstag, 23.01., 14.00 Uhr Kapelle Friedhof Allschwil.

Ramseyer, Erich, von Rüegsau/BE, 16.07.1943–03.01.2018, Heuwinkelstr. 5, Allschwil, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Schmiedlin, Werner, aus Deutschland, 29.02.1936–05.01.2018, Weiherweg 1, Allschwil, Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Basel

Ammann-Guggisberg, Gertrud, von Basel/BS, 28.05.1926–04.01.2018, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Anzalone-Palmeri, Maria, aus Italien, 25.05.1928–07.01.2018, Bruderholzstr. 104, Basel, Trauerfeier: Freitag, 12.01., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Attinger-Cétaz, Lina Rosa, von Dübendorf/ZH, 10.01.1928–02.01.2018, Breisacherstr. 22, Basel, wurde bestattet.

Brütsch, Margareta, von Schaffhausen/SH, 22.07.1933–03.01.2018, Vogesenstr. 111, Basel, wurde bestattet.

Bühler, Max Ernst, von Basel/BS, 31.12.1935–01.01.2018, Falkensteinerstr. 30, Basel, Trauerfeier: Freitag, 12.01., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Büsch-Sprecher, Kurt, von Basel/BS, Maienfeld/GR, 10.04.1932–05.01.2018, Im Wasenboden 22, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 16.01., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Cadonau-Bindewald, Adelheid Irmgard Luise, von Alvaschein GR, 03.09.1928–02.01.2018, Rheinfelderstr. 21, Basel, wurde bestattet.

Campana-Stoppa, Aurora Luigia, von Sonvico/TI, 09.06.1924–04.01.2018, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Casale-Rosati, Antonio, aus Italien, 10.06.1938–03.01.2018, Bruderholzweg 21, Basel, Trauerfeier: Montag, 15.01., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

de Biasi, Frieda, von Basel/BS, 11.11.1919–07.01.2018, St. Johannis-Ring 122, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Eng-Zurflüh, Christa Bettina, von Basel/BS, Olten/SO, Stüsslingen/SO, 16.04.1933–26.10.2017, Kapellenstr. 17, Basel, Trauerfeier: Freitag, 12.01., 14.00 Uhr, Niklauskapelle Basler Münster.

Fankhauser-Wolfsperger, Erna, von Trub/BE, 21.04.1923–24.12.2017, Beim Letziturm 12, Basel, Trauerfeier: Montag, 15.01., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Frei, Kurt, von Gersau/SZ, 21.06.1949–02.01.2018, Rastatterstr. 7, Basel, wurde bestattet.

Isliker, Marianne Ruth, von Basel/BS, 14.05.1939–30.12.2017, Gellertstr. 138, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 16.01., 14.00 Uhr, Kapelle Wolfgottesacker.

Kury-Pfister, Klara, von Basel/BS, 15.06.1926–09.01.2018, Bruderholzweg 21, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Nigon-Lalla, Ursula Marie, aus Frankreich, 01.02.1928–03.01.2018, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Perrelet-Jossi, Claude Marcel Achille, von Le Locle/NE, 11.10.1941–31.12.2017, Im Ettingerhof 9, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 16.01., 14.30 Uhr, Dorfkirche Kleinhüningen.

Schwab-Währer, Egon, von Zumikon/ZH, 30.04.1935–03.01.2018,

Lothringerstr. 167, Basel, wurde bestattet.

Thalmann-Heimann, Kurt Julius, von Schüpfheim/LU, 03.11.1951–09.01.2018, Allschwilerplatz 9, Basel, wurde bestattet.

von Arx-Leu, Yvonne Agnes, von Basel/BS, 12.12.1927–08.01.2018, Rudolfstr. 43, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Wagner, Michael, von Basel/BS, 21.05.1963–01.01.2018, Gasstr. 6, Basel, wurde bestattet.

Weder-Gysling, Hans Jürg, von Basel, 10.08.1928–07.01.2018, Tüllingerstr. 62, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Zurfluh, Patrick Renato, von Sisikon/UR, 17.04.1961–30.12.2017, Friedrich Miescher-Str. 1, Basel, wurde bestattet.

Füllinsdorf

Schlachter, Rosmarie, von Kaiseraugst/AG, 14.02.1927–05.01.2018, Seniorenzentrum Schönthal, Füllinsdorf, Abdankung: Mittwoch, 17.01., 15.00 Uhr reformierte Kirche Frenkendorf.

Muttenz

Engel-Pfiffner, Jürg, von Twann-Tüscherz/BE, 11.12.1961–03.01.2018, Birsfelderstr. 15, Muttenz, Trauerfeier im engsten Familien- und Freundeskreis.

Gantner-Schlee, Hildegard Verena, von Flums/SG, 16.11.1941–01.01.2018, Neue Bahnhofstr. 113, Muttenz, Trauerfeier: Freitag, 19.01., 14.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast Muttenz.

Spinnler-Bächler, Georg, von Seltisberg/BL, 03.02.1933–18.12.2017, Schulstr. 20, Muttenz, Trauerfeier: Freitag, 12.01., 14.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast Muttenz.

Tanner-Morf, Beatrice, von Riehen/BS, 16.08.1930–03.01.2018, Höllebachweg 10, Muttenz, wurde bestattet.

Ecknauer, Wilhelm (Willi), von Herznach/AG, 23.07.1935–

06.01.2018, Bahnhofstr. 37, c/o APH Madle, Pratteln, Trauerfeier: Donnerstag, 18.01., 14.00 Uhr Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Pfäffli, Simone Nelly, von Signau/BE, 23.01.1957–06.01.2018, Oberfeldstr. 42, Pratteln, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Schmitt, Günther Emil, von Pratteln/BL, 08.06.1931–03.01.2018, Krummen- eichstr. 5, Pratteln, Abdankung im engsten Familienkreis.

Schweizer-Rickenbacher, Lisel (Lydia Elise), von Reigoldswil/BL, 07.02.1925–09.01.2018, Bahnhofstr. 37, c/o APH Madle, Pratteln, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Reinach

Jeker-Bladergroen, Robert, von Bärschwil/SO, 28.01.1938–02.01.2018, Fasanenstr. 6, Reinach, Trauerfeier im engsten Familienkreis.

Kunz-Schmidlin, Theresia, von Reinach/BL, Dittingen/BL, 20.07.1926–04.01.2018, Unterer Rebbergweg 7, Reinach, Trauerfeier: Freitag, 12.01., 10.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Felix, Andreas, von Braunau/TG, 13.06.1967–28.12.2017, Aeussere Baselstr. 302, Riehen, Beisetzung: Freitag, 12.01., 14.40 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Grogg-Kopp, Niklaus, von Untersteckholz/BE, 21.11.1926–01.01.2018, Albert Oeri-Str. 7, Riehen, wurde bestattet.

Gysin-Ninck, Thomas Andreas, von Basel/BS, 16.09.1936–05.01.2018, Wenkenstr. 92, Riehen, Trauerfeier: Mittwoch, 17.01.,

14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Honegger-Plattner, Margaretha, von Zunzgen/BL, 30.05.1927–04.01.2018, Rauracherstr. 111, Riehen, Trauerfeier: Montag, 15.01., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Müller-Lochhead, Hans, von Boltigen/BE, 23.02.1916–04.01.2018, Rauracherstr. 111, Riehen, wurde bestattet.

Widmer-Gartenmann, Edgar Herbert Max, von Basel, 15.07.1930–07.01.2018, Bockrainweg 7, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

erlangt, lebte aber in absoluter Bescheidenheit. Zum Waschen gingen wir an den Fluss und das WC waren die vielen Bäume im Wald.» Manchmal sei sie gut eine halbe Stunde zu Hundertwassers Freunden gelaufen. Nicht nur zum Duschen. Auch, um sich zu erholen.

«Früher plagten mich Schuldgefühle: Warum schaffen es alle um mich herum, Ausbildungen zu machen, nach Schema F zu lernen?»

Valari tat sich schwer mit dem stillen Künstler. «Ich konnte nicht mehr atmen, seine abwesende Haltung wurde mir zu viel.» Sie konfrontierte ihn damit und floh anschliessend aus dem Waldhaus. Dann war vorerst Schluss. Später blieben sie in loseem Kontakt, zum letzten Mal sah sie ihn 1994 in Wien, der Künstler starb 2000 völlig unerwartet an Bord eines Passagierschiffs vor der Küste Australiens.

Kurz nach ihrem letzten Treffen stiess Valari auf eine neue Leidenschaft: Ikonenmalerei. An einer Ausstellung in Dornach lernte sie eine georgische Ikonenmalerin kennen, die mit dem Ex-Präsidenten Georgiensch verschwägert und in die Schweiz geflüchtet war. Valari war an der Technik interessiert, weniger an der religiösen Symbolik. Sie wollte lernen, so zu malen.

Und so fasste sie den Plan, in Griechenland so malen zu lernen. «Ich stand am Busbahnhof in Rethymno (auf Kreta; Anm. der Red.) mit einem Koffer in der Hand und zwei, drei Adressen in der Tasche.» Die erste Adresse erwies sich als Niete: ein deutscher Reiseführer, der nur entfernt mit der Ikonenmalerei zu tun hatte.

Mutter und Managerin

Aber die zweite Adresse war ein Volltreffer: Frau Valari, ein griechisches Grossmütterchen, 75 Jahre alt und Präsidentin des lokalen Frauenvereins. Die Frau verwies sie an ihren Sohn, Herrn Valari, der ein Hotel betrieb. Fünf Monate später war sie schwanger, nochmals vier Monate danach verheiratet und ab da nannte sie sich Frau Valari. «Es ging alles furchtbar schnell. Meine Eltern kannten ihn noch nicht einmal, als wir sie zur Hochzeit in Kreta einluden.»

Die nächsten 14 Jahre hiess es für Valari: Kinder grossziehen, Hotel managen und Ikonen malen. Nebenbei päppelte sie Strassenhunde auf und sie hatte zwischenzeitlich über 20 Katzen.

Als 2009 die Wirtschaftskrise begann, ging in Griechenland alles bergab. Valari erlitt eine persönliche Krise und zügelte 2012 mit der Familie in die Schweiz – «nicht zuletzt, weil wir unseren Kindern eine gute Schulbildung bieten wollten und



Was im Malort entsteht, bleibt im Malort.

das in Griechenland zu dem Zeitpunkt nicht mehr möglich war».

Die Ehe gegen nach wenigen Monaten in der Schweiz in die Brüche und Valari war von nun an mit ihren beiden Kindern auf sich alleine gestellt. «Es war ein grosser Kulturschock, in die Schweiz zurückzuziehen. Hier sprachen alle von Weiterbildungen, Bachelor hier, Master da und ich hatte kein einziges Diplom.»

«Das Recht, zu sein, wie ich bin»

Doch der Zufall half ihr. Als sie mitbekam, dass das Forum Würth in Arlesheim eine Dauerausstellung zu Hundertwasser zeigen würde, meldete sie sich bei der Ausstellungsleitung. «Ich habe ihnen erzählt, dass ich Hundertwasser sehr gut kannte. Das hat sie gefreut und sie haben mich für Führungen angestellt.»

Zu Beginn waren es ein paar Führungen im Jahr. Dann wurden es immer mehr, es sprach sich herum, dass in Arlesheim sehr persönliche Einblicke in Hundertwassers Werke gegeben wurden. Die Ausstellung endete dieses Jahr, Valari hat eine Stelle am Museumsempfang gekriegt.

«In meinem Leben ging alles auf, auch ohne Diplome und abgeschlossene Aus-

bildungen. Alles, was mich interessierte, habe ich mir selber gesucht und beigebracht.» Genauso, wie sie es jetzt in ihrem Malort praktiziert. Arno Stern, der seinen Sohn André nie auf eine Schule schickte, habe ihr dafür die Augen geöffnet.

In Paris lernte sie die beiden bei einem Malort-Seminar kennen. «Bevor ich mich mit der Philosophie von Arno und André Stern auseinandergesetzt habe, dachte ich oft: Warum schaffen es alle um mich herum, Ausbildungen zu machen, nach Schema F zu lernen? Warum kriege ich das nicht hin? Ich hatte regelrecht Schuldgefühle und dachte: Was bin ich nur für ein schräger Vogel!»

Nun sei für sie klar, dass es eben auch ohne Druck und schulische Bildung gehe. «Es ist so, als hätte mir jemand mit der Philosophie des freien Lernens das Recht gegeben, so zu sein, wie ich bin.»

An der Klingnaustrasse, wo sie ihren Malort hat, sind die Kinder und Erwachsenen längst gegangen. Ihre Bilder hängen noch an den Wänden. Plötzlich meldet sich ein Mann, der seit drei Stunden drinnen malt. «Zeit, zu gehen», sagt er knapp und eilt davon. Valari lacht: «So kann es gehen. Zeit spielt hier keine Rolle.» ×

Sportchef Marco Streller erklärt, wie Stockers Rückkehr und der Steffen-Transfer zusammenhängen, und wie es ist, einen ehemaligen Teamkollegen zu verpflichten.

Der Stallgeruch im Joggeli wird wieder stärker

Marco Streller und Valentin Stocker (hier 2014) schreiben das Kapitel der Rückkehrer beim FC Basel fort.

FOTO: MANUEL GEISSER



von Christoph Kieslich

Auf eines wollte Marco Streller am Ende eines turbulenten Mittwochs hingewiesen haben: Noch zu Wochenbeginn, nach dem Trainingsstart, habe er nichts davon gewusst, dass Renato Steffen zum VfL Wolfsburg wechseln will. Am Montag hatte Streller vor einer grossen Schar von Journalisten im St.-Jakob-Park noch erzählt, dass er in dem Job, den er noch nicht lange ausübt, gelernt habe, «dass sehr viel geredet und sehr viel spekuliert wird, und schlussendlich ist gar nichts da».

48 Stunden später war Streller in seiner Rolle als Sportdirektor des FC Basel um eine weitere kleine Lektion reicher.

Als die Wolfsburger unvermittelt mit der konkreten Anfrage für Steffen um die Ecke kamen, war man beim FC Basel schnell der Ansicht, dass man Reisende nicht aufhalten soll. Damit der FCB Steffen so kurzfristig ziehen liess, musste allerdings die naheliegende Anschlusslösung umsetzbar sein: die Heimholung von Valentin Stocker. Quasi vom Tag an, als der 2014 Basel verliess, war sie ein Thema, das im Halbjahres-Rhythmus aktualisiert wurde und zuletzt an Dringlichkeit gewonnen hatte. Die Anschlusslösung lag wie auf dem Silbertablett serviert bereit.

Über den Preis für Steffen lässt sich streiten. Um die drei Millionen Franken soll er Wolfsburg wert gewesen sein. Das klingt nach eher wenig angesichts der inflationären Entwicklung der Transferbeträge. Aber Wolfsburg liegt nicht in England, Steffen ist 26 Jahre alt und aktuell kein Nationalspieler, und bei allem Engagement, das er im Trikot des FCB an den Tag gelegt hat, haben die drei Tore seit Saisonstart seinen Marktwert nicht gross nach oben verschoben.

Für Streller war klar: «Ich gebe Steffen nur, wenn ich Stocker haben kann.»

Am Dienstag war für Streller klar: «Ich gebe Steffen nur, wenn ich Stocker haben kann.» Die Verhandlungen mit Hertha BSC waren dann so unkompliziert, dass Streller mit leuchtenden Augen berichtet: «Es war wie ein Zeichen von oben.» Ablösefrei ist Stocker obendrein.

Plötzlich sieht das Kader des FC Basel ganz anders aus als noch kurz vor Weihnachten. Mit der Rückkehr von Fabian Frei und Valentin Stocker und, nicht zu vergessen, Samuele Campo wird der Stallgeruch beim Schweizer Meister deutlich wahrnehmbarer. Er verstärkt das identifikationsstiftende, rotblaue Element, das die neue Klubführung ein bisschen wie eine Monstranz vor sich herträgt.

Der Thurgauer Frei, der ab dem 15. Lebensjahr die Juniorenausbildung beim

FCB durchlief, und Stocker, der als 16-Jähriger vom SC Kriens kam – sie verkörpern sowohl den Ausbildungsgedanken als auch das Basler Sieiegen. Mit ihnen beiden – und dem ewigen Taulant Xhaka – könnte ein Gerüst entstehen, das den FC Basel weit in die Zukunft tragen kann. «Das ist die Idee, beide sind im besten Alter», sagt Streller, «und ihre Stellung in der Hierarchie der jetzigen Mannschaft wird sich ergeben.»

Dass Streller begeistert ist, kann man nachvollziehen. Er hat mit Stocker, der im April 29 wird, und dem gerade 29-jährig gewordenen Frei noch zusammen gespielt und gemeinsam auf dem Casinobalikon Triumphe gefeiert. Er weiss wohl am besten einzuschätzen, was der FCB von den beiden sowohl fussballerisch als auch von der Persönlichkeit her bekommt.

«Trotzdem eine schöne Zeit»

Beide Spieler haben in der Bundesliga ihren Rucksack mit guten und schmerzhaften Erfahrungen gefüllt. Frei hat sich gleich zu Beginn seiner Mainzer Zeit nach der ersten längeren Verletzungs-Zwangs-pause zurückkämpfen müssen und hatte immer wieder Phasen, in denen er nicht Startspieler war.

Stocker kam in Berlin nach einem gelungenen Start nie mehr auf die Einsatzminuten seiner ersten Saison, als er mit zwölf Skorerpunkten (3 Tore/9 Vorlagen) half, den Abstieg zu verhindern. Mit dem Trainerwechsel von Jos Luhukay zu Pal Dardei litt sein Standing, eine Meniskusoperation tat im Verlauf der aktuellen Saison ihr Übriges dazu, dass Stocker auf lediglich 49 Minuten in drei Bundesliga-Kurzeinsätzen kam.

Stocker's Satz, er habe in der deutschen Hauptstadt «trotzdem eine schöne Zeit» gehabt, ist vielsagend und es verwundert nicht, dass er nach der Vertragsunterschrift in Basel mit seinem typischen Stocker-Lächeln im Gesicht von einer «unglaublichen Befreiung» spricht: «Ich komme sehr gerne heim. Und ich komme, um wieder Freude am Fussball zu haben.»

Wenn das einer verstehen kann, dann Streller. Der kehrte 2007 zwar als deutscher Meister aus Stuttgart zurück, war dabei aber Ergänzungsspieler. Rückblickend sagt er: «Die ganz grosse Genugtuung ist das nicht gewesen. Aber als ich daheim war in Basel, ist mir das Herz aufgegangen.»

«Vali ist eine Legende»

Den Strategen Fabian Frei betitelt der Sportchef mit Attributen wie «Kontinuität», «Klasse» und «Bescheidenheit». Und er vergleicht ihn mit Benjamin Huggel, auch der war ein Rückkehrer zu Beginn des aktuellen goldenen Basler Fussball-Zeitalters.

In Valentin Stocker erkennt Sportchef Streller – damals nebst Alex Frei der dritte Heimkehrer – sich selbst ein wenig. Auch wenn er ihn als emotionaler wahrnimmt, volatiler auch in den Gemütsstimmungen.

Und er erinnert sich: «Valentin Stocker macht in entscheidenden Momenten den Unterschied.»

Für diesen Befund gibt es etliche Beispiele: Die Finalissima 2008 gegen YB, die Champions-League-Qualifikation im selben Jahr gegen Guimarães, die Finalissima 2010 in Bern, das 1:0 im Achtelfinal der Champions League gegen Bayern München im Februar 2012 oder das auf dem Weg in den Europa-League-Halbfinal oft besungene 2:2 bei Tottenham – allesamt Spiele mit Stocker-Toren.

«Valentin macht in entscheidenden Momenten den Unterschied», sagt Streller über Stocker.

Stocker, der auf dem linken Flügel ein giftiger, auch polarisierender Irrwisch sein konnte und neben dem Feld ein Sonyboy mit allen Attributen eines Schwiegermuttertraums, hat sich wie wenige Spieler in der rotblauen Seele der Fans verankert. Oder, wie es Streller etwas pathetisch ausdrückt: «Vali ist eine Legende.»

Bei allen sechs Meistertiteln, die Stocker mit dem FCB zwischen 2008 und 2014 holte, war Streller (insgesamt acht Meisterschaften) dabei. Und weil der Sportdirektor dadurch ein Stück weit befangen war, schildert Streller den internen Abwägungsprozess: «Wir sind so emotionslos wie möglich an die Sache herangegangen.» Um dann mit «tiefster Überzeugung» zum Schluss zu kommen: «Wir wollen Frei und wir wollen Stocker.»

Akanji und die Schmerzgrenze

Ob es bis Ende Monat weitere Transfers geben wird, ist die nächste Frage. Der Vorsatz, den der FC Basel, so Streller, gefasst hat, lautet: «Wenn, dann geben wir nur einen Leistungsträger ab.» Mohamed Elyounoussi wird mit einer ganzen Reihe von Klubs aus dem unteren Tabellenfeld der Premier League in Verbindung gebracht, doch «im Moment ist da gar nichts», so Streller.

Das kann sich jedoch schlagartig ändern (siehe oben), zumal man englischen Klubs nachsagt, gerne auf den letzten Drücker zu agieren. Somit bleibt der 31. Januar das magische Datum, auch im Fall von Manuel Akanji. Das Interesse von Borussia Dortmund ist sattsam bekannt, und auch, dass der FCB für sein Verteidigerjuwel einen hohen Preis aufruft.

Da ist eine «wirtschaftliche Schmerzgrenze», wie es Streller nennt, eingezogen worden, und es werden Beträge bis 30 Millionen Franken herungereicht. Klar scheint, dass der FCB in diesem «Sonderfall» (Streller) nicht bereit ist, Zugeständnisse zu machen, wie er es bei Renato Steffens Wechsel gemacht hat. ×



Hübsch anzusehen sollen die Testelemente sein – von der anderen, der US-Seite.

FOTO: MAGA/BJARNI GRIMSSON

Kunstdenkmal

Der Basler Künstler Christoph Büchel will die Prototypen für Trumps Mauer zu Mexiko schützen lassen.

Betonelemente für die Ewigkeit

von Olivier Joliat

Die provokativen Kunstaktionen von Christoph Büchel haben oft ihren eigenen Abbruch zur Folge. Für Aufsehen sorgte an der Biennale in Venedig 2015 die Schließung der Kirche, die er zur Moschee umfunktionierte. Die Installation «Training Ground for Democracy» für das Massachusetts Museum of Contemporary Art blieb wegen Budgetüberschreitung unvollendet.

Auch mit seiner neuesten Aktion agiert Büchel wieder an der Schnittstelle von Politik und Kunst: Er will die acht Prototypen für die geplante Grenzsicherung zu Mexiko, die Präsident Donald Trump zu Testzwecken errichten liess, per Petition zum nationalen Denkmal erklären.

Dazu gründete Büchel MAGA. Das Kürzel steht für Trumps Wahlslogan «Make America Great Again» oder für die Abwandlung «Make Art Great Again». Derzeit sammelt die Organisation Unterschriften. Sie beruft sich auf den «Antiquities Act» von 1906, der den Präsidenten zur Ernennung nationaler historischer Kunstwerke sowie zum Schutz von Landstrichen befugt.

Büchel erklärt das Testgelände an der Grenze schon jetzt zum Freiluft-Kunstgelände oder Skulpturengarten «Prototypes». Für 20 Dollar bietet er geführte (und bereits ausgebuchte) Touren an. Im Preis enthalten sind professionelle Führungen in Spanisch und Englisch, Erfrischungen und die Fahrtkosten von San Diego über die Grenze via Tijuana zum Testgelände – da es nur von der mexikanischen Seite zugänglich ist.

Brutale Wucht

Monumental sind die acht Mauerstücke mit 9,1 Metern Höhe definitiv. Schliesslich soll die Mauer entlang der 3140 Kilometer langen Grenze dereinst lateinamerikanische Einwanderer vom illegalen Übertritt in die USA abhalten. Ein zentrales Wahlversprechen Trumps. Darum müssen die Prototypen aus Stahl und Beton nicht nur den harten Witterungsbedingungen der Wüstenregion trotzen, sondern auch halbstündige Attacken mit Vorschlaghammer und Schweißbrenner überstehen. Zudem sollen sie von der amerikanischen Seite her hübsch anzuschauen sein.

Die brutale Wucht der Wälle offenbare beim genaueren Betrachten die unbestreit-

bare Majestät minimalistischer Skulpturen, meint Büchel. «Als ich die ersten Bilder sah, dachte ich an Stonehenge. It's so strong.»

Büchel selbst will für dieses Werk keine Autorenschaft. Vielmehr hievt er Trump in die Rolle des Künstlers, gemeinsam mit dem US-Volk, das diesem per Wahl die Verwirklichung seiner Obsession ermöglichte. Kunstexperten diskutieren indessen, ob eine Mauer als Symbol der Abgrenzung überhaupt Kunst sein kann.

Parallelen zu Berlin

Tom Eccles, Direktor am renommierten Bard College in New York, der viele Ausstellungen und Freiluftprojekte für das MoMA oder das Whitney Museum kuratiert hat, ist dagegen: «Die Geschichte und auch unsere Landschaften sind übervoll mit schrecklichen und beängstigenden Strukturen. Skulpturen sollten das Gute in uns ansprechen. Die Berliner Mauer als Land Art oder Konzeptkunst zu bezeichnen, macht sie noch nicht dazu.»

Apropos Berlin. Dort wird gegen ein Hotel protestiert, das direkt vor die letzten Mauerreste der «East Side Gallery» gebaut werden soll. Prominente Unterstützung leistet David Hasselhoff, der drohte, persönlich über den Atlantik zu kommen, falls das Bauprojekt weiterverfolgt würde.

Sollte The Hoff sich auch für Büchels Petition starkmachen, könnte man sich auf einen amüsanten Schlagabtausch zwischen David «Looking for Freedom»-Hasselhoff und Goliath «My Button is bigger than yours»-Trump freuen.

Ob Büchels 3,3-Millionen-Dollar-Projekt dem amerikanischen Volk nun als Mahnmal für die Fantasie eines Präsidenten erhalten bleibt, (die in der Verwirklichung geschätzte 21 Milliarden kosten würde) oder ob das Kunstprojekt in der Wüste versandet wie Büchels geplante Eingrabung einer Boeing 727: Der Künstler hat einmal mehr den Zeitnerv-Button getroffen. ×



Gemüsekorb, und nun? Giuseppe Arcimboldo wusste eine Antwort.

FOTO: IMAGO

Gemüse-Kultur

Lassen Sie sich nichts vormachen:
Saisongemüse vom Bauern ist eine Qual.

Mit dem Gemüseabo hast du den Salat

von Tino Bruni

Gegen Körbe gibts grundsätzlich wenig einzuwenden. Manche mögen Körbe auf dem Velo-Gepäckträger, weil praktische. Katzen lieben Wäschekörbe, weil dufte. Und alle, wirklich alle, vergöttern den Gemüsekorb. Nur ich nicht.

Reden kann ich mit keinem darüber. Zu heikel, zu heilig. Spätestens seit Lauch der neue Porsche ist, also ein Statement, das profilierungssüchtige Grossstadtindividualisten provokativ munter durchs Quartier schauschwängen. So, als wäre da wer, dem man noch erklären müsste: «Du Porschefahrer? Du Drecksack! Ich Gemüsekorb, ich Supertyp.»

Dummerweise steckt in der an sich schönen Symbolik ein Problem. Quasi ein inhaltliches. Konkret: das Gemüse. Denn das verrät dir ja sonst keiner: Mit dem Gemüseabo hast du den Salat. Und zwar Woche für Woche von Neuem.

Verdächtiges Gemüse

«Ist doch toll, oder nicht?», schwärmen alle. «Geht doch nichts über frisches Gemüse aus der Region!» Und klar haben sie recht! Schon mal einen Nüsslisalat aus dem Gemüsekorb probiert? Das ist wirklich was anderes. Also vom Geschmack her. Im Ernst: Da schmeckt man echt noch das Nüssli heraus! Kannst du ohne Sauce essen, so gut schmeckt der. Oder jetzt gerade die Kartoffeln: Da brauchst du gar

kein Raclette mehr dazu, so butterig schmackhaft. Probieren Sies!

Nun sind das aber auch die Promis unter dem Gemüse, mit denen schlicht jeder gut kann. Die Sven Epineys oder Beatrice Eglis sozusagen. Gäbe es nur sie, ja dann wäre gewiss alles Friede, Freude, Eierkuchen. Nur: Da ist halt noch der Pöbel. Die seltsamen Gestalten. Diejenigen, die völlig von der bequemen Norm abweichen. Das Gemüse auch, das sich so lange versteckt hatte, bis es fast niemand mehr kannte, mit dem aber ohnehin nie jemand je etwas anzufangen gewusst hätte. Nicht einmal Google! Verdächtiges Gemüse also. Fast schon gefährliches, wenn man so will, weil es dich im Extremfall dreister übers Ohr haut als jeder Phishing-Profi.

Zuckerhut klingt ja gut. Zuckergemüse! In Wirklichkeit ist er die ewige Bitternis.

Ich meine ja nur. Zuckerhut. Klingt ja prima, denkst du. Zuckergemüse! Das ist mal ein Kindertraum. Aber falsch gedacht. In Wirklichkeit ist der Zuckerhut die ewige Bitternis. Glauben Sie mir: Unerträglich, dieser Zuckerhut aus dem Gemüsekorb. Und unbezwingbar riesig noch dazu!

Wir haben jetzt einen neuen Kühlschrank. Einen mit «Bio Fresh Box» – für extralange Haltbarkeit. Mit manuell verstellbarem Klima im Gemüsefach. Funktioniert hervorragend. Zwei Wochen bleibt das Gemüse frisch da drin. Der Salat ebenso. Total praktisch. Würden da bloss nicht immer drei bis vier Zuckerhüte das ganze Volumen auffressen!

Aber genug davon. Auch der Porsche unter dem Gemüse verleidet dir, wenn du die fünfte Woche hintereinander fünf Stück in den Korb gesteckt bekommst. 25 Stangen Lauch? Das hat mit Genuss nun wirklich nichts mehr zu tun. Da geht es nur noch um die pure Verwertung. Das ist nur noch, was ein voller Korb schon von seiner Bestimmung her ist: eine Last! Man abonniert doch kein Gemüse beim Bauern von nebenan, um dann ein Food-Waste-Depp zu werden. Also frisst du diesen Lauch. Stange für Stange. Mit der Hoffnung vor Augen, es möge eine neue Saison kommen, mit neuem Gemüse.

Bis dahin rufen mich meine Freunde schon gar nicht mehr an: «Kommst du mit Schnitzel essen?» Die wissen genau: Der muss wieder seinen Lauch verarbeiten. Ich sags Ihnen: Noch nie machte ein Öko-Trend so asozial! Und trotzdem will ich den Gemüsekorb nicht missen. Treuer Abonnent seit Jahren. Warum? Unmöglich zu sagen. Ein alter Sänger, fast so bekannt wie der Zuckerhut, der kann das vielleicht. «Odi et amo», sang er. Lieben und hassen, würde er. Und dann, befreiend übersetzt: Frag nicht, ist halt so, ich leide darunter, aber scheiss drauf. x

Unsere gewohnte Ferienwohnung im Engadiner Madulain war dieses Jahr leider schon besetzt. Konsterniert wichen wir ins Wallis aus. Und wurden überrascht.

Die Entdeckung des Winterglücks

von Andrea Fopp

Jede, die eine einigermaßen zumutbare Kindheit hatte, erinnert sich wohl an das eine oder andere Erlebnis, das rückblickend paradiesisch anmutet. Ein Moment in der Zeit, als die Eltern einander wohlgesinnt und die Geschwister vertraut waren, als Einheit realistisch und die eigene Welt noch überschaubar schien.

Bei mir sind das die Silvester-Schlittenfahrten in Davos. Beim Vater auf dem Schlitten, bei der Cousine auf dem Bob, immer schneller als mein Bruder und daher nie auf dem Davoser der Mutter (Angst vor Tempo), war ich zufrieden.

Klar, dass ich diese Erlebnisse mit meinen eigenen Mädchen wiederholen will. Bekanntlich ist ja der einzige Zweck des Kinderhabens, vielleicht nie gehabte, aber dennoch verlorene Geborgenheit wiederzufinden. Ich habe also, vernünftigerweise, gewisse Erwartungen an die Weihnachtsferien.

Schneebar gut, alles gut

Und dann fühle ich mich zuerst fremd. Das Postauto fährt mich vom Bahnhof Brig zur Bergbahn, in der Gondel schwebe ich weiter ins Retortenferiendorf Rosswald. Ich schaue aus dem Fenster, und da ist kein Berg, den ich kenne, keine Beiz, in der ich schon einmal eingekehrt bin. Und in der Gondel kein Dialekt, der wie das Echo meines Gedankenstroms klingt.

Was tue ich in diesem fremden Wallis? Wir sind nicht ganz freiwillig hier: Wir waren spät dran diesmal und die Wohnung im Engadin, die meine Schwiegereltern für die Weihnachtsferien sonst immer mieten, war schon besetzt. Also haben wir kurzfristig ein Chalet auf dem Rosswald gemietet.

Meine Familie ist schon drei Tage vor mir hochgereist. Als ich am Abend auf 1800 Metern aus der Gondel steige, schneit es dicke Flocken. Mann und Kinder warten vor dem Chalet, an einer selbstgebauten Schneebau, in der rote Kerzen stecken, die im Dunkeln flackern.

Es ist ein bisschen wie an jenem Abend vor 20 Jahren, als ich mit meinen Geschwistern meinen Vater besuchte. Der

war auf den Berg gezogen, vor seinem Haus lag so viel Schnee, dass er eine Art Tunnel zur Tür graben musste. Im aufgetürmten Schnee steckten Kerzen, die den Weg beleuchteten.

Füdlirakete statt Autos

Die Erinnerung lässt alles Fremdfühlen auf dem Rosswald verschwinden. Neben der Bar steckt eine Füdlirakete im Schnee, eine Sitzschale mit Griffen, etwas zwischen Plastiksack und Bob. Die Grosse zieht sie raus: «Soll ich dir zeigen, wie schnell ich fahren kann?» Schon laufen wir die Piste hoch und rasen runter, Piste hoch, Piste runter, bis zum Znacht. Auf dem Rosswald ist man eigentlich immer auf oder irgendwie direkt neben der Piste, so klein ist der Ort. Alles ist zu Fuss erreichbar, Autos gibts keine. Man kann immer gleich losschlitteln.

Und das tun wir täglich. Mal auf dem Schlitten die zehn Kilometer ins Tal, mal auf dem Bob die Piste runter. Die Kleine

sagt: «Du musst mich richtig halten, ich falle sonst runter.» Und an Silvester, da schlittelten wir sogar zweimal. Einmal bei Sonnen-, einmal bei Sternenschein.

Es gibt sie noch, die glücklichen Weihnachtsferien. Im Wallis. Merkt euch das für später, Kinder. ×

Freundlich

Noch nie habe ich Bergler getroffen, die so nett waren zu uns Unterländern. Habt ihr gehört, Bündner? (Als Bündnerin darf ich das sagen.)

Frittes

Gibts sehr gute in der Bergbeiz Fleischhorn. Serviert von einem netten Walliser.

Frisch

Das Fondue Chinoise vom Metzger. Gibts im kleinen, aber feinen Lädeli Magusii. Die Betreiberfamilie ist, richtig, wirklich nett.

Schöner die Berge nie glühen.

FOTO: FLORIAN RAZ



Kreuzworträtsel

winterliches Sportgerät	die Strasse im Kleinfeld (entlang Rhein)	(Getreide-) Speicher	darauf stehen Sieger	Rindfleischstück zum Grillen	gescheiter Vogel	wir sehen ihn am Himmel	Notzeichen auf See	Basler Regierungsrat	Vergebung von Sünden		
↳	↻ 6			kleines Restaurant in Italien				↻ 9	↻		
.i.a = fliederblau	↻ 6	Tochter von Tantalos	Variante von Beatrice			abgekürzter Orientierungslauf	Samstag in Kürze		anderes Wort für Eule		
↳		↻ 3		Variante für WC			↻ 10	Brei Geistlicher			
berühmte Brühwurst		Kürzel f. aktuelle Terrorgruppe		anwidern			Fahrrad				
Tier aus fernem Land							chem. Zeichen f. Iridium		klare Antwort		
Entzündung der Haut		Transportmittel	Personalpronomen	 <p>Vorteil MINERVA Kindergarten und Primarschule Bürgerliches Waisenhaus Theodorskirchplatz 7, 4058 Basel Telefon 061 683 96 01</p> <p>Sekundarschule (alle Niveaus) Wildensteinerhof St. Alban-Vorstadt 32, 4052 Basel Telefon 061 278 98 88</p> <p>www.minervaschulen.ch</p>			kalte Speise mit Dressing	↻ 4	Autokennzeichen v. Pruntrut		
↳							kleiner Staat in Westafrika	Kostbarkeit	dort, in Italien		
Klingenwaffe	grösster Strom Vorderasiens	wir essen es auch als Omelette									
↻ 1											Toilette
Grossvater	Insel in fließendem Gewässer	Abk. für Mittelalter		Geldmittelbestände	schnelle Gangart v. Pferden	Wertpapier	die Kür der ... (Eiskunstlauf)	↻ 5	franz.: Leinen		
↳		die Lisa (da Vinci)	Blödsinn		Atemlähmung				Anruf eines Schiffes		
menschlich				herrschaftlicher Diener				Schrei d. Esels	erfolgreiche Songs		
↳			weder solo noch trio	span.: mich	↻ 2	hist. Staat in China		vietnam. weibl. Vorname	↻ 7		
Tramlinie, die nach St-Louis fährt		verschickt man per Handy			gerade (beim Roulette)		'D Boscht ... ab'ist Fasnachtsmotto				
Leichen				grosse CH-Partei		Dreifachvokal		↻ 8	um halben Ton erhöhtes D (Musik)		

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (i. - SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 17.01.2018. Lösungswort der letzten Woche:
TAGESWOCHE



ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinner:
Heinz Waldner



Auflösung der Ausgabe Nr. 01

Impressum

TagesWoche
 7. Jahrgang, Nr. 02,
 verbreitete Auflage:
 10800 Exemplare (prov. Wemf-
 beglaubigt),
 Spitalstrasse 18,
 4056 Basel
Herausgeber
 Neue Medien Basel AG
Redaktion
 Tel. 061 561 61 80,
 redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
 täglich online und jeweils am
 Freitag als Wochenzeitung.

Geschäftsleitung
 Sibylle Schürch
Creative Director
 Hans-Jörg Walter
Marketing
 Stephanie Gyax
Redaktion
 Renato Beck und
 Gabriel Brönnimann
 (Co-Leitung Redaktion),
 Ronja Beck, Yen Duong,
 Andrea Fopp,
 Olivier Joliat,
 Stefan Kempf,
 Christoph Kieslich,
 Matthias Oppliger,
 Samuel Rink,

Jeremias Schulthess,
 Rosa Schmitz (Praktikantin),
 Dominique Pirgi,
 Samuel Waldis,
 Catherine Weyer,
 Reto Aschwanden
 und Tino Bruni
 (Co-Leitung Produktion),
 Mike Niederer
 (Produzent),
 Hannes Nüsseler
 (Produzent)
Layout/Grafik
 Anthony Bertschi,
 Eliane Simon
Bildredaktion
 Nils Fisch

Korrektorat
 Martin Stohler (Leitung),
 Yves Binet,
 Chiara Paganetti,
 Irene Schubiger,
 Laura Schwab,
 Jakob Weber
Abodienst
 Tel. 061 561 61 61,
 abo@tageswoche.ch
Anzeigenverkauf
 TagesWoche
 Spitalstrasse 18
 4056 Basel
 Tel. 061 561 61 22,
 werbung@tageswoche.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
 mit einem Jahresbeitrag**
 UnterstützerIn: 160 Fr. pro Jahr
 EnthusiastIn: 220 Fr. pro Jahr
 Unternehmer: 660 Fr. pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/abo

**Sie wollen uns mit einer Spende
 unterstützen? Bitte sehr:**
 IBAN
 CH41 0900 0000 6050 5456 2

Druck
 Mittelland Zeitungsdruck AG,
 Aarau

Designkonzept und Schrift
 Ludovic Balland, Basel



Natürliche Vielfalt.



Menschliche Einfalt.

Es dauert 500 Jahre, bis sich Plastikabfall zersetzt. Unsere Ozeane drohen zu gigantischen Mülldeponien zu werden – mit tödlichen Folgen für die Meeresbewohner.

Unterstützen Sie unsere Kampagne für saubere Meere: ocean care.org



AZA
CH-4056 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Spitalstrasse 18, 4056 Basel
Redaktion: 061 561 61 80
Abo: 061 561 61 61
tageswoche.ch



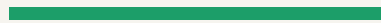
ANZEIGE

TagesWoche



Für alle, die sich ihre
Meinung selber machen.

**Offenheit, Meinungsvielfalt und
Unabhängigkeit. Wie viel ist Ihnen das Wert?
Abonnieren Sie jetzt.**



Informieren Sie sich auf www.tageswoche.ch/abo